

...vom Kommen und Gehen...

Vechtaer berichten





Vorwort



Sebastian Ramnitz, ContRa e.V.

Willkommenskultur, Gutmensch, Flüchtlinge: Begriffe die ich nicht mehr hören kann. Eigentlich braucht es doch nur eins: Menschlichkeit.

Ja, ich weiß - Wir können doch nicht die ganze Welt retten... Geht es denn aber immer nur darum? Ganz oder gar nicht? Schwarz oder weiß? Ich glaube nicht. Auch wenn ich allein die Welt nicht retten kann, kann ich versuchen die Bedingungen für mich und mein Umfeld so optimal zu gestalten wie möglich.

Hierbei stellt sich nur die Frage was das für mich bedeutet. Lasse ich mir von „rechten Spinnern“ (Zitat: Bundespräsident J. Gauck) Angst machen und igel mich ein, kümmere mich nur noch um die Leute die ich als „meinesgleichen“ bezeichne, falle ich in Ungleichwertigkeit und Machtmissbrauch oder schaffe ich es Haltung zu bewahren, die Idee von Menschlichkeit aufrecht zu erhalten? Die Gedanken sind frei, ich kann selbst entscheiden ob ich durch geschürte Ängste meine Menschlichkeit abgebe, gedanklich sowie im Handeln.

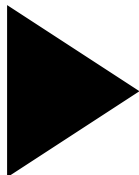


Die Erstellung dieser Broschüre war ein unglaublich spannender Prozess. Zwischen September und Dezember 2015 haben wir Interviews mit Menschen aus Vechta geführt - und durften sie so kennenlernen. Teilweise Menschen die wir kannten, deren Lebensgeschichte uns aber nicht präsent war. Was wir gelernt haben: Jeder Mensch ist spannend, jeder Mensch hat was zu erzählen und ist für sich einzigartig, jeder Mensch ist gut.

Auch wenn es nur kleine Ausschnitte sind, hoffen wir einen kleinen Einblick in das Leben der Menschen hier vor Ort geben zu können. Vechta, mit allen seinen

Vor- und Nachteilen. Ich bedanke mich bei allen Interviewpartnern für die Bereitschaft teilzunehmen und die Offenheit, aus ihrem Leben zu erzählen. Ich habe viel gelernt, Danke.

Ich wünsche euch, den Lesern, nun viel Spaß beim Menschen kennenlernen und kann nur jedem ans Herz legen dies mehr zu tun, geht raus, lernt euch kennen.



Inhalt

8 Verena & Evelyn

Die beiden Schülerinnen haben beim Projekt „Lebenskünstler“ mitgemacht und berichten von ihren Erfahrungen mit Flüchtlingen.

10 Adel Samra

flüchtete vergangenes Jahr mit seiner Familie aus Syrien und erzählt, wie es ist, in Deutschland anzukommen.

11 Aktion Lebenskünstler

Jugendliche setzen sich künstlerisch mit ihren Lebensgeschichten auseinander.

12 Irmak Kamali

ist Flüchtlingssozialarbeiterin der Stadt Vechta und kennt die Probleme von Migranten. Das Grundrecht auf Asyl steht für sie an erster Stelle.

15 Fragen

Anonym stellen unsere Interviewpartner Fragen, die ihnen auf der Seele brennen.

16 Hans Höffmann

Der Reiseunternehmer rückt die Vorteile in den Mittelpunkt, die Zuwanderung mit sich bringt - und plädiert für Menschlichkeit und tatkräftige Hilfe.

20 Franziska Kathe

unterstützt Flüchtlinge in Vechta und freut sich über das große Engagement vor Ort. Gleichzeitig bereiten ihr Stammischparolen Sorgen.

22 Matthias Warnking

leitet das Andreaswerk Vechta und spricht über die Erfahrungen, die die Einrichtung mit Integration macht.

24 Uwe Haring

Das Thema Flucht war stets in seiner Familie präsent. Der Geschäftsführer des ecoparks ist überzeugt, dass diese Region Zuwanderung als Chance sieht.

27 Fragen

Anonym stellen unsere Interviewpartner Fragen, die ihnen auf der Seele brennen.

28 Gerald & Berna Smith

Sie waren in vielen Ländern zuhause, schließlich arbeitete Gerald Smith für die Vereinten Nationen. Im Laufe der Jahre hat er viele Flüchtlingslager erlebt.

32 Tatjana Nelina

vermittelt mit ihrer Beratungsagentur zwischen Ost und West. Als Dozentin arbeitet sie auch mit Migrant*innen zusammen.

36 Daniel Schutt

Mehr politische Bildung und Gesellschaftsbildung in die Schulen, fordert der Student und Altenpfleger.

38 Carsten Bösing & Barbara Schilz-Bösing

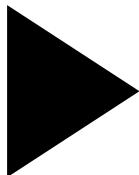
Über die Frage der politischen Positionierung entbrannte eine lebhaft diskutierte Diskussion zwischen den Ehepartnern.

42 Catherine Herrgott

Sie hat die „Lebenskünstler“ betreut und begleitet. So kam sie das erste Mal mit dem Thema Flucht in Berührung.

44 Naseer Ahmad Butt

Der Vorsitzende der Ahmadiyya-Gemeinde in Vechta verließ seine Heimat Pakistan, weil er dort wegen seiner Religion verfolgt wurde.



Inhalt

47 Fragen

Egal wen, egal was: Anonym stellen unsere Interviewpartner Fragen, die ihnen auf der Seele brennen.

48 Kristian Kater

Der Vorsitzende der Vechtaer SPD fragt sich, warum es in Vereinen und der Politik kaum Migranten gibt. Er plädiert für den offenen Austausch aller Kulturen.

50 Heiner Zumdohne

Der Pfarrer erzählt von seinen positiven Erfahrungen mit Flüchtlingen und sein Interesse an anderen Kulturen. Er warnt vor einer Ghettoisierung der Zuwanderer.

54 Jörg Schlüter

Der evangelische Pfarrer macht darauf aufmerksam, dass der christliche Glaube nicht lediglich Theorie sein darf, sondern gelebt werden muss.

56 Stefan Wellen

Die Politik sollte soziale Probleme aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten, findet der Promotionsstudent.

58 Christian Fischer

Nicht um die Anzahl der Flüchtlinge geht es dem Sozialmanager, sondern wie ihre Teilhabe am Leben hier gelingt.

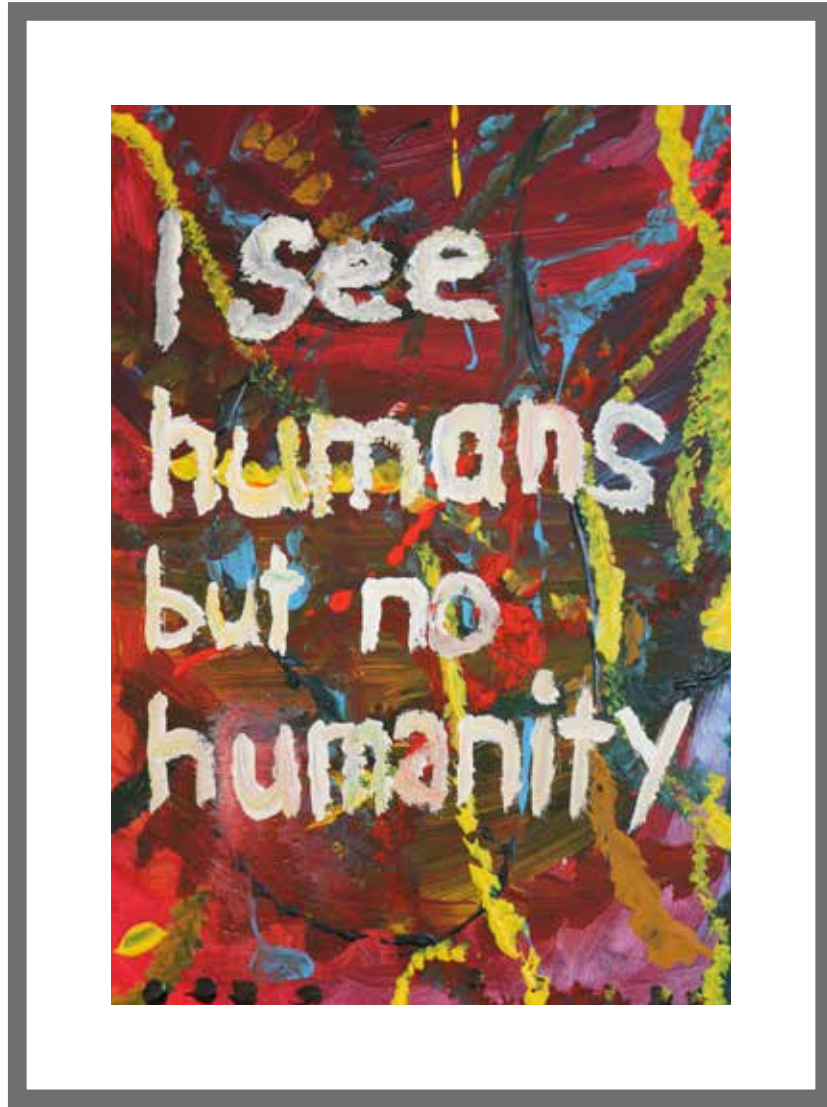
60 Ralf Riesselmann

engagiert sich in der Flüchtlingshilfe und erzählt von seinen Erlebnissen mit fremden Menschen, die zu Freunden werden.

62 Elisabeth Wüstnienhaus

Als junge Frau verlor sie im Krieg ihre Heimat im heutigen Polen und machte sich auf den Weg Richtung Westen.

66 Fragen



„Humanity“, Benita

Verena Uhlhorn (14 Jahre) und Evelyn Lyk (14 Jahre) gehen in Vechta zur Schule und haben beide beim Projekt Lebenskünstler mitgemacht.

Gemeinsame Interessen teilen

Verena: Ich interessiere mich für Fußball und Tanzen. Messienerin bin ich auch. Das Thema Flüchtlinge interessiert mich, weil ich es sehr schade finde, dass es auf der Welt Krieg gibt. Ich finde es außerdem sehr interessant, wie die Flüchtlinge hierhergekommen sind.



Verena

Ich habe durch das Projekt Lebenskünstler schon Flüchtlinge kennen gelernt. Ich habe auch jemanden in der Klasse. Sie ist auch noch auf einer anderen Schule, der Elisabethschule, weil sie da besser Deutsch lernt.

Evelyn: Ich gehe auch zur Schule und meine Hobbies sind Zeichnen und Tanzen. Mit dem Thema Flüchtlinge bin ich schon oft in Kontakt gekommen, da wir an dem Projekt Lebenskünstler teilgenommen haben, und ich habe auch ein Mädchen in der Klasse.

Verena: Zu Hause reden wir auch manchmal über das Thema. Wir probieren mit meiner neuen Klassenkameradin Deutsch zu reden, damit sie



Evelyn

das schneller lernt, oder wir verständigen uns mit Handzeichen. Erst konnte sie das nicht, aber so langsam lernt sie das ja, und wir verstehen uns immer besser. Aber sie ist ein bisschen schüchtern.

Evelyn: Ich glaube, dass sie viel Kontakt zu anderen Kindern braucht, damit sie auch sprechen kann. Auch zu anderen Flüchtlingen. Wir versuchen, offen mit ihr umzugehen und mit ihr zu reden. Ich glaube, in Vechta sind die Flüchtlinge nicht so schlecht dran, aber wie es ihnen wirklich geht, weiß man nicht so genau.

Verena: Ich fände es gut, wenn bei uns auch Flüchtlinge beim Fußball mitspielen würden, weil sie dann ja auch mehr Menschen kennen lernen.

Evelyn: Man sollte sie über Freizeitaktivitäten integrieren. Ich denke, wenn man mit denen verschiedene Interessen teilt, dann kann man sich auch besser verständigen und hat mehr Gesprächs-

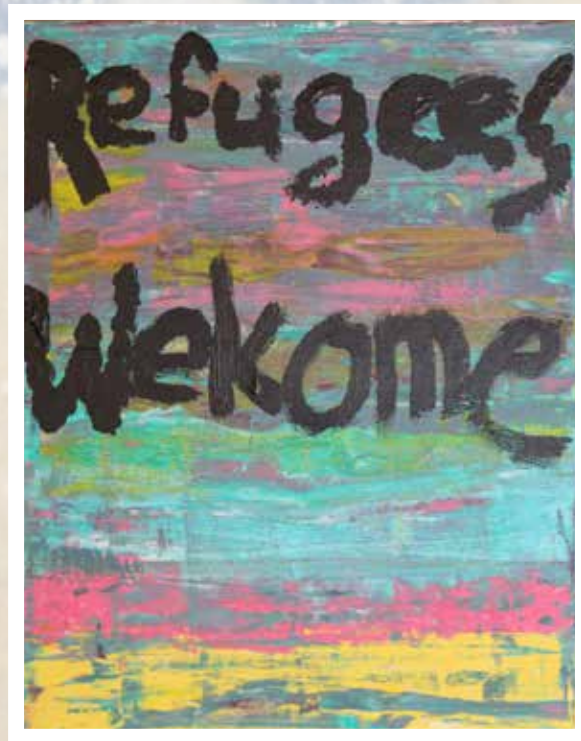
themen. Dann fühlen sie sich vielleicht auch willkommener, wenn es Leute gibt, die das gleiche mögen wie sie.

Verena: Wir finden, es sollte mehr solche Projekte wie „Lebenskünstler“ geben. Wir haben ja die ersten beiden Stunden darüber geredet, wie die Flüchtlinge nach Deutschland gekommen sind.

Evelyn: Ich glaube, das ist für sie auch gut, darüber zu reden und sich dann künstlerisch entfalten können. Die freuen sich auch, wenn sich jemand dafür interessiert.

Verena: Bei uns in Langförden haben wir auch manchmal ein Flüchtlingstreffen. Dann treffen sich ganz viele Flüchtlinge, die in Langförden, Deindrup oder in der Umgebung wohnen und machen was zusammen.

Evelyn: Es wäre gut, wenn zum Beispiel Fußballvereine wie Werder Bremen sagen würden, wir nehmen auch Flüchtlinge, die dann mitspielen können. Oder dass die Flüchtlinge sich in den Flüchtlingsheimen für verschiedene Aktivitäten anmelden können, und das dann auch machen können.



„Refugees Welcome“

Adel Samra ist 17 Jahre alt, kommt aus Syrien und wohnt seit einem Jahr in Vechta. Er geht zur Schule, macht ein Berufsvorbereitungsjahr und will seinen Abschluss machen. Adel Samra hat beim Projekt „Lebenskünstler“ mitgemacht.

Auch hier ist es schwer

Ich bin mit meiner Mutter, meinem Bruder, meiner Schwester und meinem Neffen, aber ohne meinen Vater aus Syrien nach Deutschland gekommen. Erst waren wir in der Türkei. In einem großen LKW kamen wir nach Deutschland. Die Fahrt dauerte sechs Tage. Ohne normales Essen, ohne normales Trinken, die Toilette war ein Eimer.

Viele Leute haben gesagt, dass sie in Syrien bleiben, weil Syrien alles für sie ist. In anderen Ländern haben sie nichts. Viele haben Angst vor der ungewissen Zukunft. Auch wir hatten Angst. Aber wir hatten keine andere Wahl, als zu gehen. Das war unglaublich schwer.

In Deutschland angekommen, lebten wir die ersten zwei Monate in drei unterschiedlichen Asylheimen. Beim Mittagessen steht man dort in einer Reihe. Bei 500 Menschen muss man ziemlich lange warten, da es nur eine Kantine gibt. Oft steht man weit länger als eine halbe Stunde an.

Als wir nach Deutschland gekommen sind, half uns die Regierung, aber die menschliche Unterstützung

fehlte. Man fühlte sich allein. Die ersten vier Monate war ich zu Hause, allein. Und ich wusste, wenn ich nicht in Kommunikation trete, bleibe ich allein. Auf Grund dessen, was ich erlebt habe, war es sehr schwer, auf andere Leute zuzugehen und sie anzusprechen.

Ich kann nicht sagen, dass es gut oder schlecht in Vechta ist. Das, was ich zuletzt in Syrien erlebt habe, das war schlimm. Jetzt haben wir zum Glück eine Wohnung, Essen und können hier durch eure Hilfe leben. Doch auch hier ist es schwer. Ich weiß nicht genau, wie ich es sagen soll.

Um mich gut integrieren zu können, helfen aus meiner Sicht Projekte, bei denen ich mit anderen in Kontakt und ins Gespräch komme. Kunst, Theater oder Sport sind zum Beispiel wichtige

Sachen. Ich glaube, es ist eine gute Idee, die Interessen der Leute herauszufinden, um Projekte zu machen. Nicht nur für Flüchtlinge, sondern auch für Deutsche.

Es gibt schon viele Angebote, manche sind aber für Leute aus meiner Heimat etwas komisch und befremdlich.





„Flucht ins Ungewisse“, Adel Samra

Lebenskünstler bringen ihre Träume auf die Leinwand

Die Lebensgeschichten, Wünsche und Träume von Jugendlichen standen im Mittelpunkt des Projektes „Lebenskünstler“, das vom Verein „Contra“ initiiert wurde. Siebt- und Achtklässler der Ludgerusschule Vechta und gleichaltrige Flüchtlinge brachten im Rahmen einer Nachmittags-AG ihre Ideen auf die Leinwand. Die jungen Leute setzten sich mit den eigenen Lebensgeschichten, bei einigen geprägt von Fluchterfahrungen, auseinander, um dann die Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten künstlerisch einzufangen. Im nächsten Schritt visualisierten sie gemeinsame Ziele, ihre Träume und

Wünsche für die Zukunft. Teil des Projektes, das ein Schulhalbjahr dauerte, waren theoretische Einheiten, Gespräche und die direkte Auseinandersetzung mit Flucht und Leben (in Deutschland).

Die Bilder aus diesem Kunstprojekt, das Anfang 2015 begann, wurden ausgestellt und versteigert. Außerdem zieren einige Motive T-Shirts, die bei Interesse über den Verein Contra erworben werden können.

Auch die Bilder in dieser Broschüre sind allesamt das Ergebnis künstlerischen Schaffens der Jugendlichen, die am Kunstprojekt teilnahmen.



Irmak Kamali ist in einer türkischen Gastarbeiterfamilie aufgewachsen, hat Sozial- und Erziehungswissenschaften studiert und hat einen Master in Erziehungs- und Kulturwissenschaften. Sie arbeitet als Flüchtlingssozialarbeiterin bei der Stadt Vechta.

Ein selbstständiges Leben ermöglichen

Meine Eltern sind Mitte der 70er Jahre als Gastarbeiter nach Deutschland gekommen. Ich bin zwar in Deutschland geboren, aber meine Sozialisation verlief eher türkischer Natur. In meiner Jugend sind mir immer wieder Problematiken unter den Migranten aufgefallen. Die Sprachkenntnisse fehlten und viele Migranten waren sich nicht über ihre Rechte und Pflichten bewusst. Die Politik hat damals nicht reagiert. Es gab kein Zuwanderungsgesetz wie es das seit 2005 gibt, woraus sich viele positive Handlungsfelder entwickelt haben, wie Integrationskurse oder soziale Beratungsmöglichkeiten für Migranten.

Aus diesem Grund habe ich mich beruflich für den Weg entschieden, Migranten entgegenzukommen, die mit ähnlichen Problemen konfrontiert sind, wie es meine Eltern oder Freunde ebenfalls waren. Nach meinem Studium habe ich knapp zwei Jahre bei einer Migrantenselbstorganisation die Flüchtlings- und Migrationsberatung für erwachsene Zuwanderer durchgeführt.

Inzwischen bin ich bei der Stadt Vechta angestellt und zuständig für die Flüchtlingssozialarbeit. Konkret bedeutet das: Ich betreue und berate die dezentral untergebrachten Asylbewerber und Flüchtlinge vor Ort, erkläre ihnen, wo die für sie zuständigen Be-

hörden sind und was sie in diesem Zusammenhang beachten müssen. Generell geht es um die Orientierungshilfe bezüglich der ersten wichtige Schritte in der neuen Heimat. Ich unterstütze und begleite sie bei der Klärung diverser grundlegender Angelegenheiten. Wesentliche Themenschwerpunkte sind das Asylverfahren, die Schulbildung der Kinder und auch Erwachsenenbildung, Sprachkurse, Beruf und Ausbildung, Unterbringung und Gesundheitsfragen. Da die Asylbewerber nicht gesetzlich krankenversichert sind, können sie Behandlungen nur eingeschränkt wahrnehmen.

Unsere Intention ist es, den Flüchtlingen ein autarkes und selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Dafür ist die Sprache zwingend notwendig. Denn wenn sie sich beim Arzt oder anderen Stellen nicht verständigen können, weder ihre Probleme noch ihre Wünsche oder Anliegen zum Ausdruck bringen können, wird es schwierig für sie, sich in Vech-

„Viele Flüchtlinge bringen tolle Biografien mit, sprechen zum Teil drei bis vier Sprachen.“



ta zurechtzufinden. Aus diesen Gründen sind wir auf die Hilfe und Unterstützung von ehrenamtlichen Helfern angewiesen.

So haben Flüchtlingsfamilien wie auch alleinstehende Asylbewerber die Möglichkeit, in Kontakt mit Vehtaer Bürgern zu kommen, was ihnen den Start in der neuen Heimat vereinfacht.

In Vehta ist im Hinblick auf die Willkommenskultur ein sehr positiver Trend zu verzeichnen, die Bereitschaft ist hoch. Viele Menschen möchten ihren Beitrag zur Integrationsförderung leisten. Ich bekomme sehr viele Anrufe von Bürgern, die sich in der Flüchtlingshilfe einsetzen wollen. Mittlerweile wurden ehrenamtliche Helfer an Flüchtlingsfamilien vermittelt, was für die Flüchtlinge eine große Hilfestellung ist. Sie bieten Hausaufgabenhilfe für die Kinder an, unterhalten sich mit den Familien und sind ihnen bei Alltagsfragen behilflich. Ich arbeite auch eng mit der Vehtaer Studenteninitiative „Refugee Community“ zusammen.

Es sollten vermehrt Veranstaltungen für Bürger angeboten werden, damit sie sich über die Debatte und die gesamte Thematik informieren können. Es wäre wichtig, dass es eine offizielle Stelle gibt, die diese Veranstaltungen organisiert und die Anfra-

gen der Menschen bündelt. Und im Sinne der Integration wäre es förderlich, wenn die Flüchtlinge neben mir weitere Ansprechpart-

ner hätten.

In der Bevölkerung haben im Moment viele Menschen Angst und sind gegen die Aufnahme von Flüchtlingen. In den vergangenen Wochen und Monaten sind deutschlandweit immer wieder Brandanschläge verübt worden. Das spricht nicht unbedingt für eine Willkommenskultur.

Viele Flüchtlinge, die hier herkommen, bringen tolle Biographien mit. Ich habe Flüchtlinge kennengelernt, die teilweise drei, vier Sprachen beherrschen.

Sie können sehr gut im Bereich der Integration vor Ort eingesetzt werden, als Sprachmittler fungieren und andere Flüchtlinge, die neu zugewiesen worden sind, an die Hand nehmen.

Von einer humanen Flüchtlingspolitik würde ich mir wünschen, dass das Grundgesetz beach-

„Das Recht auf Asyl muss an erster Stelle stehen - ohne Klassifizierung innerhalb der Flüchtlingsgruppen“

tet wird: Das Recht auf Asyl müsste an erster Stelle stehen, ohne eine Klassifizierung innerhalb der Flüchtlingsgruppen vorzunehmen, wie es im Moment der Fall ist. Für Bürgerkriegsflüchtlinge ist zu Recht viel Verständnis da. Andere Flüchtlingsgruppen, unter denen auch Sinti und Roma sind, werden als unechte Flüchtlinge deklariert. Das gehört nicht zu einer humanen Flüchtlingsarbeit. Vor Ort ist es wichtig, alle Flüchtlingsgruppen mit einzubeziehen und zu unterstützen. Die Familien aus den vermeintlich sicheren Herkunftsländern sind nun mal hier, und es dauert faktisch einige Wochen und Monate, bis sie freiwillig ausreisen oder abgeschoben werden. Ich finde es fatal, dass Angebote offeriert werden mit dem Hinweis, dass sie sich nicht unbedingt an Balkanflüchtlinge richten. Auch die Mitarbeiter in den Ausländerbehörden müssten entsprechend geschult werden, mehr Empathie entwickeln und sachlich arbeiten.

Gesellschaftliche Integration braucht Transparenz. Es ist wichtig, dass die Bevölkerung erfährt, was derzeit los ist, wo es Defizite gibt und wie sie unterstützen kann. Die Bürger sollten stets das Gefühl haben, Fragen und Kritik äußern zu können, aber auch eigene Vorschläge auf den Weg zu bringen.



„Geh deinen Weg“, Luisa & Evelyn

Den **Menschen in Deutschland** möchte ich diese Frage stellen:

„Sollten wir nicht an erster Stelle Demut und Dankbarkeit dafür zeigen, dass wir das Glück gehabt haben, in einem sicheren und friedlichen Land wie Deutschland geboren zu sein, anstatt uns Sorgen darüber zu machen, dass unsere Lebensqualität und unser Wohlstand durch die vielen Flüchtlinge geschmälert wird?“

Ich hätte da noch eine Frage...

Egal wen, egal was: Wir wollten von unseren Interviewpartnern wissen, welche Fragen ihnen mit Blick auf die aktuelle Situation auf dem Herzen liegen. Ob an den Bürgermeister der Stadt Vechta gerichtet, an die Bundeskanzlerin Angela Merkel oder an die jüngsten Mitgliedsstaaten der Europäischen Union - frei Schnauze und anonym konnten die Interviewten loswerden, was ihnen auf der Seele brennt.



Weitere anonymisierte Fragen finden Sie auf den Seiten 27, 47 und 66.

Meine Frage richtet sich an die **Caritas** und die **politischen Vertreter** vor Ort:

„Wieviel Geld bekommen Sie pro Flüchtling und was wird konkret mit dem Geld, auch mit den vielen Spenden, gemacht?“

Meine Frage geht an die **deutsche Bischofskonferenz**:

„Warum lehren Sie so viel, aber setzen nichts von dem, was Sie lehren, um?“

Der Vechtaer Reiseunternehmer Hans Höffmann wurde 1953 in Friesoythe geboren und ist in Bösel im Landkreis Cloppenburg aufgewachsen. Schon als 16-Jähriger organisierte er Ferienlager. Heute hat „Höffmann Reisen“ fast 100 Angestellte und pro Jahr über 80.000 Reisegäste. Hans Höffmann engagiert sich für die Universität Vechta und stiftet den jährlichen Wissenschaftspreis. Er ist verheiratet, hat drei Kinder, außerdem Schwiegerkinder und Enkelkinder.

Seele, Herz und Tür stehen offen

In Wahrheit bin ich aus Versehen Unternehmer geworden. Gelernt habe ich Bankkaufmann, weil meine Mama meinte, ich solle einen ordentlichen Beruf erlernen. Nach der Ausbildung ging ich wieder zur Schule und kam 1980 nach Vechta, um im Gulfhaus als Jugendpfleger zu arbeiten. 1986 sollte das Jugendzentrum geschlossen werden. Im Ferienlager in Italien wollte ich nicht wahrhaben, dass dies meine letzte Fahrt sein sollte. Als ich wieder zuhause war, habe ich meiner Frau gesagt, dass ich mich selbstständig machen möchte. Das war vor 29 Jahren.

Hätte ich damals einen Wirtschaftsfachmann gefragt, ob man mit Jugendreisen seine Existenz aufbauen, die Schulden bezahlen und die Familie ernähren könne, hätte der mir dringend abgeraten. Aber ich habe niemanden gefragt.

Heute weiß ich: Was man will, das kann man auch. Natürlich gehört auch Glück dazu. Doch Glück kommt nicht, wenn man zuhause am Fenster steht und darauf wartet.

Die Debatte um Geflüchtete erzürnt mich immer ein bisschen. Weil sie oberflächlich ist, weil sie nicht bis zum Kern vordringt. Eine Million Menschen haben sich entschieden, die Lasten des Weges auf sich zu nehmen, um in Deutschland leben zu können.

Was für Risiken gehen sie ein, was setzen sie aufs Spiel, um nach Europa zu kommen, und dann vielleicht nach Deutschland? Sie lieben Deutschland, sie schätzen Deutschland. Warum? Weil die Deutschen doof sind und sich ausnehmen lassen? Doch eher weil Deutschland ein Land ist, wo Werte, wo Gesetze, wo Freiheit dir ermöglichen, dass zu sein, was du bist, und so zu leben wie du möchtest. So ein Land findet man auf dieser Welt nicht so oft.

Auf diese Schar von Flüchtlingen waren wir zwar nicht vorbereitet. Doch das sind Fehler, die man korrigieren kann und muss. Denn die vielen Flüchtlinge sind für uns ein Gewinn. Sie bringen eine

neue Kultur mit, sie bringen neuen Gesang mit, sie bringen neues Verständnis mit, sie bringen eine neue Gelassenheit oder eine neue Aufregung mit, sie können sich engagieren oder nicht. Das ist doch interessant und aufregend.

Und sie wollen hier arbeiten. 25 Prozent der Flüchtlinge sind Akademiker. Eine akademische Ausbil-

„In Deutschland ermöglichen Werte, Gesetze und Freiheit den Menschen zu leben, wie sie wollen. So ein Land gibt es nicht so oft auf der Welt.“

dung in Deutschland kostet 150.000 Euro. Jetzt bekommen wir 250.000 Akademiker geschenkt. Ist das kein Gewinn für Deutschland?

Unter den Flüchtlingen sind auch ganz einfache Menschen. Aber sie sind bereit zu lernen. Sie sind bereit zu arbeiten. Unsere Industrie ist froh, wenn sie eine Million neue Mitarbeiter bekommt.

Es sind Welten, die aufeinanderprallen. Doch statt zu schimpfen, sollte man dankbar sein, dass diese Leute Deutschland als ihr neues Zuhause für würdig erachten.



Wenn einer der Flüchtlinge der beste Fußballer der Welt wäre, würde er morgen schon in der Nationalmannschaft spielen und wäre integriert. Einer von uns! Der kämpft für uns, der schießt für uns die Tore. Und Deutschland schreit „Halleluja“. Nur weil er etwas Besonderes kann.

Ich bin davon überzeugt, dass unter den Hunderttausenden, die zu uns gekommen sind und noch kommen werden, viele Menschen sind, die etwas Besonderes können. Und ich glaube, dass sie sich in Vereinen entfalten können. Ob sie nun weiß sind oder schwarz, dick oder dünn, groß oder klein, jung oder alt: Sollen sie alle kommen. Seele, Herz und Tür stehen offen.

Ich glaube, die Flüchtlinge kommen im unausgesprochenen Vertrauen, dass hier Menschen sind, die ihnen nichts Böses tun, sondern etwas Gutes.



„Statt zu schimpfen, sollten wir dankbar sein, dass die Flüchtlinge Deutschland als ihr neues Zuhause für würdig erachten.“

Ich sehe deshalb alle Menschen in Vechta in der Pflicht. Die Tatsache, dass einer mehr hat, als der andere, beinhaltet ja keine besonderen Rechte, sondern besondere Pflichten. Vechta ist die Perle Norddeutschlands. Uns geht es gut. Dann soll es den Flüchtlingen hier auch gut gehen.

Die Politik muss jetzt klug handeln, damit kein Sozialneid aufkommt. Wichtig ist, dass unsere eigenen Leute, wir Deutschen, nicht das Gefühl bekommen, das wir verzichten müssen, weil wir Fremde in unserem Land aufnehmen. Diese Einstellung muss im Keim erstickt werden.

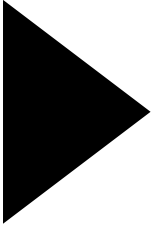
Die Probleme, die entstehen, sind organisatorischer Natur. Die Kommunen werden damit konfrontiert, innerhalb kürzester Zeit Platz für 300 Leute zu schaffen. Und gerade in Vechta, wo Wohnungsnot herrscht, ist das natürlich ein Thema. Doch diese Probleme wird Vechta lösen.

Ich bin mit der Not konfrontiert worden, für die Flüchtlingsunterkunft in Lohne kurzfristig Toiletten und Duschen zur Verfügung zu stellen. Es zählt, anzufassen. Das Tun zählt.

Neben der Bevölkerung gibt es zwei tragende Säulen. Mutter Kirche und Vater Staat haben gemeinsam eine familiäre Aufgabe zu erfüllen. Und zu dieser Familie, zu Vater Staat und Mutter Kirche, gehören die Flüchtlinge. Und in deren Schoß müssen die Flüchtlinge sich wohl und sicher fühlen. Das sind Vater und Mutter den Kindern schuldig.



„Die blaue Mauer“, Benita & Rihab



Franziska Kathe, 27, ist in Vechta aufgewachsen und zur Schule gegangen. Nach ihrem Bauingenieurstudium mit dem Schwerpunkt Holzbau an der TU München und mehreren Auslandsaufenthalten ist sie Anfang 2014 in ihre Heimatstadt zurückgekehrt. Sie arbeitet im Familienunternehmen „Fritz Kathe Holzbau“, das das Flüchtlingswohnheim in Vechta gebaut hat. Franziska Kathe engagiert sich selbst für Flüchtlinge: Sie betreut eine Patenfamilie und hat die Facebook-Gruppe „Refugees welcome to Vechta“ gegründet

Für Werte einstehen

In Vechta gibt es ein wahnsinnig großes ehrenamtliches Engagement, das aber manchmal noch recht unkoordiniert ist. Die Politik packt an und hilft. Die Stadt ist sehr daran interessiert, Flüchtlinge vernünftig unterzubringen. Auch die Sprachförderung läuft gut. Die meisten Geflüchteten, die ich kenne, sind in einem Intensivkurs. Auch diejenigen, die erst seit kurzem hier sind. Das ist wichtig, denn die Leute brauchen das Gefühl, weiterzukommen. Es ist fatal, wenn wochen- oder monatelang nichts passiert. Die Flucht ist dann zwar beendet, aber die Menschen haben keine Perspektive. Deshalb sind die Kleinigkeiten oft hilfreich. Die Menschen brauchen Kontakt, sie freuen sich, wenn man einfach mal vorbeikommt und mit ihnen spricht. Wenn man sie mit zu Rasta nimmt, zum Fußball oder zum Schwimmen. Häufig ist es die unkoordinierte, unkomplizierte Hilfe, die vielen über die nächsten Tage hilft.

Auf der einen Seite habe ich Freunde, die sehr engagiert und offen sind, die auch Patenschaften übernehmen. Vielfach sind es Frauen. Die Männer sind immer schwerer zu überzeugen. Auf der anderen Seite gibt es die Vechtaer, die Klatschparolen von

sich geben, Gerüchte, die sie über fünf Ecken gehört haben. Meistens sind das diejenigen, die noch nie oder kaum Kontakt zu Flüchtlingen hatten.

Was in Deutschland in den Sozialen Medien passiert, finde ich total erschreckend. Wie da gehetzt wird, sogar unter eigenem Namen. Da paaren sich Angst, Fremdenhass und Dummheit miteinander. Darauf im Internet zu reagieren macht oft keinen Sinn. Ich sehe wenig Grundlage, mit diesen Menschen in Internetportalen zu diskutieren. Um eine Diskussion zu führen, muss ein gewisser Informationsstand vorhanden sein. Der fehlt manchen.

Dabei gibt es zahlreiche Möglichkeiten, sich über die aktuelle Situation zu informieren. Die Kirche am Campus der Universität bietet Veranstaltungen an, Caritas und Rathaus tun das auch, die OV berichtet viel über die Menschen und ihre Situation.

Ich kann gewisse Ängste natürlich nachvollziehen, so die Angst vor dem Unbekannten. Doch der Großteil der Flüchtlinge, die ich kennen gelernt habe, braucht vor allem eines: Hilfe. Sie haben die schlimmsten Dinge erlebt. Dann kommen sie in ein fremdes Land, verstehen die Sprache nicht und müssen sich auf fremde Menschen verlassen. De-

ren Ängste hier in Deutschland müssten viel größer sein, als unsere Angst vor ihnen.

Wir sollten offen bleiben. Wichtig ist, dass wir eine vernünftige Integration hinbekommen. Wenn wir in Deutschland pro Jahr eine Million Zuwanderer bekommen, und es gelingt nicht, sie zu integrieren, sind diese Menschen viel anfälliger für die Parolen des Islamischen Staates oder anderer krimineller Vereinigungen. Die Zuwanderer sollten schnell Deutschkurse, einen Job und die Möglichkeit für ein eigenständiges Leben bekommen, dann gibt es auch keine Basis für den IS oder andere gewaltbereite Gruppen.

Auf der anderen Seite sollten wir auch Integration fordern. Wer in Deutschland leben möchte, muss Deutsch lernen, sonst geht es nicht. Wichtig ist auch, dass wir uns darüber im Klaren sind, was unsere Werte sind und dass wir für diese Werte einstehen und sie weitergeben.

Es muss Leitlinien und Regeln für eine vernünftige Integration, für Sprachförderung und den Einstieg in den Arbeitsmarkt geben. Die Weichen hierfür müssen auf Bundesebene gestellt werden. Sobald die Leute registriert und einer Gemeinde zugeordnet sind, sollten sie an Deutschkursen

teilnehmen können, die über den Bund finanziert werden müssen. Die Bundespolitik muss Regelungen schaffen, damit Unternehmen schnell Flüchtlinge einstellen können.

Grundsätzlich muss eine europäische Lösung gefunden werden. In Europa existiert relativ wenig Bereitschaft, Flüchtlinge aufzunehmen. Das Verhalten der großen Länder wie Frankreich oder England finde ich zum Schämern.

Aber auch in Deutschland ist etwas aus den Fugen geraten. Menschen kommen zu uns und brauchen unsere Hilfe. Und dann ärgern sich Eltern darüber,

dass ihre Kinder keinen Sport machen können, weil in der Turnhalle Flüchtlinge wohnen. Natürlich ist das keine Dauerlösung, aber in einer Notsituation muss man doch pragmatische Lösungen finden.

Wir haben großes Glück, dass wir in Deutschland geboren sind. Deutschland hat seit 70 Jahren keinen Krieg mehr gehabt. Wir leben hier in absolutem Frieden und in einem Wohlstand, der mit nichts vergleichbar ist auf der Welt. Wir besitzen Reise- und Bewegungsfreiheit. Wir sollten das zu schätzen wissen und uns gerade gegenüber Flüchtlingen ein bisschen in Demut üben.



Foto: Petra Hellmann

Matthias Warnking arbeitet seit 20 Jahren im Andreaswerk Vechta. Seit 2011 ist er Geschäftsführer der Einrichtung für Menschen mit Behinderung. Er wurde in Vechta geboren und besuchte das Thomaskolleg. Er studierte in Bonn, Oxford und Osnabrück Theologie, Philosophie und Psychologie sowie Sozialmanagement berufsbegleitend in Münster. Heute lebt er in Steinfeld, ist verheiratet und hat zwei Söhne.

Menschen in Not haben Anspruch auf Hilfe

In meinem Leben gab es einige Schleifen. Aber ich hatte sehr viel Glück und Menschen an meiner Seite, die mich unterstützten. Das wünsche ich auch den vielen Menschen, die jetzt in den Landkreis Vechta kommen.

Nach meinem Abitur 1984 bin ich in den Dominikanerorden eingetreten. Mein Noviziat habe ich in Warburg gemacht, anschließend den Profess auf drei Jahre. In dieser Zeit habe ich zwei Jahre in Bonn Theologie studiert und in Walberberg im Kloster gewohnt. Ein Jahr habe ich in Oxford studiert und auch dort bei den Dominikanern gelebt. Nach den drei Jahren habe ich mich entschieden, den Orden zu verlassen. Der Lebensentwurf passte für mich auf Dauer nicht. 1996 kam ich als Psychologe zum Andreaswerk. 2001 wurde ich Assistent des Geschäftsführers. 2011 habe ich die Geschäftsführung im Andreaswerk übernommen.

Man rechnet damit, dass fünf Prozent der Menschen, die jetzt als Flüchtlinge zu uns kommen, Behinderungen oder besondere Bedarfe haben. Darauf müssen wir als Andreaswerk uns einstellen.

Damit sie Leistungen auch der Eingliederungshilfe nutzen können, muss es allerdings einen Aufenthaltstatus geben. Das ist bei den allermeisten noch nicht der Fall. Sie sind noch nicht registriert,

oder das Asylverfahren läuft noch.

Es gibt laut der UN-Kinderrechtskonvention und der UN-Behindertenkonvention eigentlich einen Anspruch auf Leistungen. Gerade für Kinder sehe ich es als dringend notwendig an, dass sie Angebote wie zum Beispiel Frühförderung im Rahmen der Eingliederungshilfe frühzeitig in Anspruch nehmen können. Die UN-Konvention für Kinderrechte, in der ein Recht auf Bildung verankert ist, ist noch nicht so umgesetzt wie es wünschenswert wäre.

Im Landkreis Vechta gibt es noch eine sehr gute Kultur der gegenseitigen Unterstützung, der Nachbarschaft, der Hilfe. Ich habe den Eindruck, dass eine breite Mehrheit der Bevölkerung sehr solidarisch ist.

Im Andreaswerk haben wir überlegt, was wir konkret für die Flüchtlinge vor Ort tun können. Daraus sind schon verschiedene ehrenamtliche Projekte erwachsen. Ein Beispiel: In unserem Kindergarten in Bakum bieten Kollegen eine Spielgruppe für Flüchtlingskinder an. Für die Kinder ist

„Die Sprache und eine dezentrale Unterbringung liefern die beste Gewähr für eine gelungene Integration.“

das eine Möglichkeit, einfach mal wieder Normalität zu erleben.

Was deutschlandweit allerdings zu bedenken gibt, sind Gruppen wie Pegida, die starken Gegenwind machen. Rechtsradikale Gruppen nutzen diese Plattformen aus, um ihr faschistisches Gedankengut einzubringen.

Als Abgeordneter im Kreistag bekomme ich auch die politischen Debatten mit. Mein Eindruck ist, dass Verwaltungen und Politik durch die sehr schnelle und dichtgedrängte Belastung zum Teil über die Maßen gefordert sind. Aber es ist ein großes Engagement vorhanden, gute Lösungen zu finden.

Sprache ist der Schlüssel zur Integration. Der Landkreis wird zusätzlich Geld für die Sprachförderung in die Hand nehmen. Außerdem sollte es genügend Ressourcen geben, um die Personen zu betreuen. Je mehr Personal zur Verfügung steht, desto besser für die Integration.

Es sollten mehr Möglichkeiten gefunden werden, Migranten zügig in die Arbeitswelt zu integrieren. Sie haben viele bedrängende Erfahrungen auf der Flucht gemacht und sind hier erst einmal dazu verdonnert, zuhause zu sitzen und Däumchen zu drehen. Das ist keine gute Situation.

Über meine Tätigkeit im Verwaltungsrat der Agentur für Arbeit weiß ich aber, dass die Agentur mit Hochdruck an guten Lösungen arbeitet. Gerade wird massiv Personal aufgestockt, um Integration

in den Arbeitsmarkt zu gewährleisten.

Die beste Gewähr für eine gelungene Integration liefert neben der Sprache eine Unterbringung in möglichst dezentralen, kleinen Einheiten. Es wäre wünschenswert, dass die Immobilien, die vorhanden sind, genutzt werden.

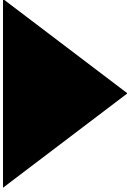
Das Ziel von Integration muss die Teilhabe am Leben in dieser Gesellschaft sein. Im Andreaswerk haben wir gute Erfahrungen damit gemacht, Kontakte in die normalen Bereiche zu schaffen. Dabei werden Barrieren, Vorurteile und Vorbehalte, die es natürlicherweise gibt, sehr schnell abgebaut. Das ist aus unserer Erfahrung die Brücke für alle weiteren Wege der Integration.

Die Kirche, gerade hier in Südoldenburg, engagiert sich sehr für Flüchtlinge. Es ist wichtig, dass das Thema von der Kirche besetzt wird. Schon vor zwei Jahren wies der Bischof beim Neujahresempfang darauf hin, dass tausende von Menschen im Mittelmeer sterben. Um unsere Schutzburg Europa zu verteidigen, haben wir einen unmenschlichen Weg beschritten.

Als Menschen sind wir aber alle Geschwister und haben unsere grundlegende Würde. Menschen, die aus der Not heraus bei uns anklopfen, haben einen Anspruch auf unsere Hilfe.

Mir ist es ein großes Anliegen, allen, die sich für die Versorgung und Integration von Flüchtlingen ehrenamtlich engagieren, an dieser Stelle ganz herzlich zu danken.





Uwe Haring wurde 1963 in Bad Berleburg im Kreis Siegen-Wittgenstein geboren. Das Journalistenhandwerk hat er bei der Siegener Zeitung von der Pike auf gelernt. Seit 2011 ist er Geschäftsführer des Zweckverbands ecopark in Emstek. Uwe Haring ist verheiratet, hat eine Tochter und lebt mit seiner Familie in Vechta.



Diese Region ist neugierig

Ich bin als deutlich jüngstes von vier Kindern aufgewachsen. Mein Vater war bei meiner Geburt 54 und meine Mutter 41. Sie lebt heute noch in Bad Berleburg. Mein Vater ist 1992 gestorben. Zu meiner Heimat besteht eine familiäre, emotionale und inhaltliche Bindung. Dabei ist das, was ich als meine Heimat bezeichne, mehr oder weniger eine Zufallsheimat. Ich bin als einziges Kind der Familie in Bad Berleburg auf die Welt gekommen.

Mein Vater, Jahrgang 1908, stammte gebürtig aus Dresden, hat den Ersten Weltkrieg als Kind miterlebt, den Zweiten Weltkrieg als Soldat. Wie kaum eine andere deutsche Stadt wurde Dresden im Februar 1945 zerbombt und zerstört. Mein Vater verlor seine geliebte Heimatstadt und wollte sie nie wieder sehen. Vielleicht wollte er seine Erinnerung an Dresden bewahren.

Meine Mutter stammt aus Belgard in Hinterpommern, dem heutigen Polen. Dort wurde 1943 auch meine älteste Schwester geboren. Die Familie ist vertrieben worden. Mit der Vertreibung, diesem brutalen Heimatverlust, hat sich unsere Mutter in meiner Wahrnehmung einerseits immer sehr leidenschaftlich beschäftigt. Andererseits hat sie dieses Schicksal sehr realistisch akzeptiert. Nie



habe ich sie hasserfüllt oder revanchistisch erlebt. Meine Mutter hat bis heute eine sehr ausgeprägte Verbindung zu ihrer Heimat. Mehrere Male war sie in ihrem Geburtsort Belgard, unter anderem Mitte der 90er Jahre mit meiner Schwester und mir. Sie zeigte uns all die Orte, die wir aus ihren Erzählungen kannten.

Meine beruflichen Stationen und Entscheidungen sind ein Stück weit Ergebnis einer strategischen Lebensplanung. Es war für mich schon als Schüler klar, was ich beruflich machen möchte. Erst habe ich bei der Schülerzeitung am Gymnasium mitgemacht. Mit 18 Jahren wurde ich freier Mitarbeiter bei der Siegener Zeitung, wo ich nach dem Abitur und der Bundeswehrzeit die journalistische Ausbildung absolvierte. Nach meinem Volontariat wurde ich als Redakteur unbefristet von der Siegener Zei-

tung übernommen. Aber ich war jung und merkte, mir fehlt etwas: die Emotionalität, etwas ausprobieren dürfen, mit Formaten und Inhalten experimentieren. Das fand ich beim Radio.

Am 2. Juni 1990 ging Radio Siegen, eines der ersten Privatradios in Nordrhein-Westfalen, auf Sendung, und ich war vom ersten Tag an dabei. Gut ein Jahr nach Sendestart wurde ich mit 28 Jahren Chefredakteur von Radio Siegen und blieb das über zehn Jahre.

Am 1. Oktober 2001 trat ich meine Stelle als Chefredakteur bei Antenne Münster an. Meine Frau und ich wollten uns räumlich verändern und etwas anderes außerhalb der Heimatregion sehen. In Münster kam dann auch unserer Tochter zur Welt.

Da das Privatrado eine sehr junge Zielgruppe hat, wusste ich, dass Hörfunk nichts ist, was ich bis zur Rente machen möchte und kann. Die OV suchte zu diesem Zeitpunkt einen stellvertretenden Redaktionsleiter. Ich bekam die Stelle, fing am 1. Januar 2007 in Vechta an und wurde sehr schnell Redaktionsleiter und dann Chefredakteur. Nach verschiedenen Veränderungen im Verlag suchte ich offensiv



„Es geht den Arbeitgebern nicht darum, Flüchtlinge für einen Euro die Stunde zu beschäftigen. Sie freuen sich aufrichtig, dass die Neuankömmlinge arbeiten wollen und können.“



„Ein Sturm zieht auf“, Maike & Linda

etwas Neues. Am 1. Juli 2011 fing ich als Leiter Marketing und Vertrieb des Zweckverbands ecopark in Emstek an. Nach vier Monaten wurde ich wie geplant Geschäftsführer. Seit November 2011 darf ich den Gewerbestand entwickeln, bewerben und vertreiben.

Die aktuelle Flüchtlingsdiskussion verfolge ich sehr aufmerksam. Ich glaube, dass unsere Region versteht, dass die derzeitige Situation eine Chance ist. Nicht nur, um schnell Fachkräfte zu bekommen, sondern auch, um Auffrischung und Impulse zu erfahren. Also als Bereicherung. Diese Region ist neugierig genug auf andere Kulturen und Religionen. Es gibt eine Kultur der Begegnung. Was das Integrationsvorhaben angeht, sind wir auf einem guten Weg. Ja – ich bin sehr froh, hier eine echte Willkommenskultur zu spüren. Ob aus einem kirchlichen Kontext oder einem nachbarschaftlichen Verständnis heraus: Im Oldenburger Münsterland leben Menschen, die es als selbstverständliche Aufgabe annehmen, anderen zu helfen, die in Not bei uns landen. Das macht mich fast schon stolz.

Ich glaube, dass Vechta das Thema auf einem sehr hohen Niveau behandelt. Geld spielt dabei kaum eine Rolle. Was wir brauchen, sind Ehrenamtler, die unter anderem bei der Sprache helfen, und Unterkünfte. Ich finde es beruhigend, dass wir im Oldenburger Münsterland genug Möglichkeiten haben, Flüchtlinge adäquat unterzubringen, ohne Zelte aufzuschlagen oder Räumlichkeiten beschlagnahmen zu müssen. Diese Region wird das gut schaffen. Und die Zahl der Flüchtlinge überfordert uns auch nicht.

Durch meinen Beruf bekomme ich mit: Die Wirtschaft braucht dringend Fachkräfte und begegnet Flüchtlingen als Arbeitskräftepotenzial. Entsprechend groß ist die Bereitschaft, fremden Menschen Arbeit zu geben. Notfalls an der Arbeitsagentur vorbei – ohne Vorrangprüfung, ob es geeignete deutsche oder EU-Bürger für diesen Job gibt. Es geht den Arbeitgebern nicht darum, Flüchtlinge für einen Euro die Stunde zu beschäftigen, sondern sie freuen sich aufrichtig, dass die Neuankömmlinge arbeiten wollen und können.

Meine Frage geht an **unseren Bürgermeister**:

Was tun Sie selbst praktisch dafür, und was wollen Sie noch tun, damit die Integration von Flüchtlingen in Vechta gelingen kann?

Wie kommen **gelehrte Menschen** darauf, die christliche Kirche hätte den Auftrag, sich für die Erhaltung des christlichen Glaubens einzusetzen und den muslimischen Glauben nicht zuzulassen? Wie kommen sie darauf, dass die Flüchtlingsdramatik, die wir derzeit erleben, die Islamisierung des Abendlandes sowie das Begräbnis unserer christlichen Wurzeln bedeuten würden?

An **Fremdenfeinde**:

Fühlt ihr euch wohl mit dem was ihr macht? Seid ihr mit euch im Reinen?

Wieviel Verantwortung tragen wir als **Europäischer Staat, als Land, als Stadt und vor allem jeder einzelne von uns**? Falls meine Kinder oder Enkelkinder mich je fragen sollten „Was hast du in dieser Zeit gemacht?“, möchte ich nicht antworten müssen: „Nichts.“

Gerald Smith, 66 Jahre, stammt aus Kanada und hat 30 Jahre für die Vereinten Nationen (UN) gearbeitet, zuletzt als Verwaltungschef für die Friedenstruppen auf den Golanhöhen. Er hat zwei erwachsene Söhne und wohnt mit seiner Frau Berna in Vechta. Seit Ende 2005 ist er Rentner, aber immer mal wieder für die UN im Einsatz. Berna Smith betreut ehrenamtlich eine Familie aus Syrien.

Man muss nur den Willen haben

Ich bin als zweitältester von sieben Kindern in Südwest-Ontario in Kanada aufgewachsen und stamme aus einer sehr katholischen Familie. Ich habe „Business Administration“ am Algonquin College jetzt der Universität Carleton angegliedert in Ottawa studiert, bei einem Wirtschaftsprüfungsunternehmen gearbeitet und war über sieben Jahre bei der kanadischen Regierung in drei verschiedenen Ministerien tätig: Fischerei und Forst, Umwelt sowie Museen.

1974 nahm ich ein Jahr Auszeit von der kanadischen Regierung, reiste durch Europa, kam durch einen Zufall nach Vechta und lernte meine Frau kennen. Berna und ich haben in Kanada geheiratet

und blieben zwei Jahre. Weil Berna gerne zurück nach Europa wollte, bewarb ich mich 1977 auf eine Stelle bei den Vereinten Nationen in Wien. Meine Frau fand dort Arbeit bei der Atombehörde. Ich trat meine Stelle bei den Vereinten Nationen an und habe seitdem nie zurückgeschaut.

Zunächst war ich bei einer

Sonderorganisation der Vereinten Nationen namens UNIDO tätig, die die industrielle Entwicklung in armen Ländern, vor allem in Afrika, Asien und Zentralamerika fördert.

Während dieser Zeit war ich im Rahmen eines Spezialprojektes vier Monate für das Flüchtlingshilfswerk UNHCR im Sudan, in Somalia, Kenia und Äthiopien. 1984 sind wir mit UNHCR nach Pakistan gegangen. Seitdem habe ich die meiste Zeit für Flüchtlinge im Nahen Osten sowie in Pakistan und Afghanistan gearbeitet.

In Israel führte ich ein Pendlerdasein. Mein Einsatzgebiet war der Gazastreifen, aber meine Frau und Kinder wohnten in der Nähe von Tel Aviv. In Afghanistan, Iran und Irak war meine Familie nicht dabei.

Ich war gerade 17 Tage in Bagdad, als am 19. August 2003 das UN-Hauptquartier attackiert wurde. Bei dem Bombenattentat starben 25 Menschen, darunter auch der UN-Sonderbeauftragte. 150 Menschen wurden verletzt. Für die UN war es das erste Mal, dass sie zum Ziel wurden. Früher war die blaue Flagge, das Symbol der Vereinten Nationen, für uns ein Schutz. Nach Bagdad war das vorbei.

Unsere Arbeit findet meistens in Konflikt- oder Kampfgebieten statt. Ich hatte oft Angst. Aber man

Viele harren lange in Lagern, etwa in der Türkei aus. Die Hoffnung nach Hause zurückzukehren, haben alle Flüchtlinge.



lernt, damit zu leben. Die Menschen vor Ort haben es schlimmer getroffen. Man muss sich sagen, dass die eigene Arbeit ihre Situation verbessern kann. Mindestens insofern, als dass sie Schutz haben.

Das erste Flüchtlingslager habe ich 1984 im Sudan an der Grenze zu Somalia gesehen. Ich konnte nicht glauben, wie arm und dreckig es dort war. Jeden Tag kamen drei- bis viertausend Menschen ins Lager, die Füße so wundgelaufen, dass die Knochen zu sehen waren. Und krank waren sie.

Das Krankenhaus hatte nur für 1000 Menschen Medikamente und Blutreserven. Wer keine Überlebenschance hatte, wurde unter einen Baum gelegt, wo es ruhig war. Das hat mich im Kopf für die nächsten Monate beschäftigt.

Damals war es in jedem Flüchtlingslager schlimm. Wenn ich hingegen heutzutage ein Lager in Jordanien besuche, kommt es mir fast wie ein Wunder vor. Letztes Jahr war ich vier Monate für UNRWA in Jordanien. Fast drei Millionen Syrer sind dorthin geflüchtet. Schon vorher waren fast zwei Millionen Flüchtlinge aus dem Irak, dem Jemen, aus Afgha-

nistan über die Grenze gekommen. Mehr als vier Millionen Flüchtlinge in einem Land von sieben Millionen Einwohnern.

Davon lebt rund die Hälfte in Lagern. Zwischen 40 bis 50 Prozent der Flüchtlinge in Jordanien haben eigenes Geld. Vor allem die Iraker und Syrer sind Geschäftsleute. Sie mieten Häuser, führen eigene Geschäfte und haben mit den Lagern nichts zu tun.

In Zusammenarbeit mit verschiedenen Organisationen wie dem World Food Program oder der WHO ist in den Flüchtlingslagern ein gutes System entstanden. Das Land bekommt viel Geld von den USA für die Versorgung der Flüchtlinge. Das Geld wird richtig ausgegeben. Die drei wichtigsten Dinge, für die gesorgt sein muss, sind: Essen, Gesundheit und sichere Unterkunft.

In Jordanien ist das Leben für syrische Flüchtlinge besser als in der Türkei. Flüchtlinge bekommen dort keine Unterstützung, keinen Krankenhausbesuch, keine Arbeitserlaubnis. Trotzdem harren sie lange in der Türkei aus: Die Hoffnung, nach Hause zurückzukehren, haben alle Flüchtlinge.

Was ich in den weltweiten Nachrichten sehe und lese über Deutschland, lässt mich glauben: Die deutsche Regierung macht es momentan richtig. Nach seiner Geschichte im letzten Jahrhundert kann das Land nicht einfach die Augen verschließen und nichts tun. Ich glaube nicht, dass Deutschland ohne die Erfahrung aus der Geschichte so einen extremen Weg gegangen wäre und eine Million Flüchtlinge allein im letzten Jahr aufgenommen hätte.

Ich glaube aber, das ist gut für das Land und die Mentalität der Menschen. Wir brauchen Unterstützung auf dem Arbeitsmarkt, für die Rentenkassen. Die Flüchtlinge gewinnen einen neuen Wohnsitz und Hilfe. Wir in Deutschland gewinnen Unterstützung.

Vechta ist eine sehr konservative und katholische Stadt. Die Politik muss in der Flüchtlingsdebatte die Bürger hinter sich haben, sonst bringt es nichts. Und sie muss genau wissen, was sie tut und offensiv danach handeln. Die Verantwortlichen in Vechta machen, was sie können, aber ich glaube, sie sind überfordert.

Wichtig für die Integration ist vor allem, sich mit anderen zu treffen. Beide Seiten haben ein bisschen Angst. Wenn die Sprache ein Problem ist, hat nicht jeder gelernt, sich auf anderen Wegen, mit Händen und Füßen, zu verständigen. Wir waren in unserem Leben zu vielen Essen eingeladen, bei denen wir kein Wort verstanden. Aber es ging gut. Man muss nur den Willen haben.



Berna Smith ist 63 Jahre alt, wurde in Vechta geboren und hat hier Lehramt studiert. Sie betreut seit Herbst 2015 eine syrische Familie mit drei kleinen Kindern.

Meine Nichte ist Lehrerin an der Alexander-schule, und sie fragte mich vor einigen Wochen, ob ich Lust hätte, mich ein paar Mal vormittags in der Schule mit einem Mädchen aus Syrien zu beschäftigen. Ich wollte sie aber auch gerne von der Schule abholen und etwas mit ihr unternehmen. Frau Kamali von der Stadt Vechta riet mir, erst die ganze Familie kennen zu lernen, ganz offiziell bei ihr im Rathaus. Wir haben einen Termin gemacht, uns getroffen und seitdem betreue ich die syrische Familie.

Es fing mit sehr praktischen Sachen an: ein Bankkonto bei der Bank eröffnen, Kinderarzttermine vereinbaren, die Familie bei Arztbesuchen begleiten, zusammen einkaufen. Die Familie spricht brockenhaft englisch, ansonsten unterhalten wir uns mit Händen und Füßen. Die Verständigung ist oft schwierig und anstrengend.

Heimweh ist ein sehr großes Problem. Zuhause in der riesigen Familie haben sie sich ständig getroffen. Immer war Leben in der Bude, und hier sitzen sie nur herum. Das ist gerade das Schlimmste für sie. Aber es ist überhaupt nicht absehbar, dass sie bald wieder nach Syrien zurückkehren können. Man muss davon ausgehen, dass sich viele Syrer hier niederlassen.

Bald fängt für die Familie der Sprachkurs an. Das ist ja auch wieder ein nächster Schritt. Außerdem kann sie Kontakt zu anderen finden. Wenn Integration klappen soll, ist es am wichtigsten, die Sprache zu lernen. Dort, wo wir gelebt haben, haben wir auch jeweils die Landessprache gesprochen, ob Urdu oder Hebräisch.

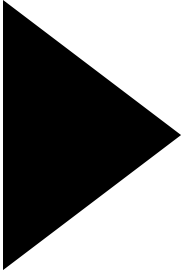
Man sollte auf die Leute zugehen und versuchen, sich mit ihnen zu unterhalten. Die Familie, die ich betreue, ist in dieser Hinsicht sehr offen. Deshalb bin ich bei ihr zuversichtlich, was die Integration angeht.

Alles mitmachen: Auch das ist wichtig für Integration. Die zahlreichen Angebote, die es für Flüchtlinge gibt, wahrnehmen. Eine eigene Wohnung halte ich für wesentlich, damit Flüchtlinge mittendrin leben. Es ist auch wichtig, sich ein bisschen den Gepflogenheiten anzupassen.

Ich bin mir sicher, dass ein Großteil der Leute gerne Geflüchtete einbezieht und in die Mitte nimmt. Wenn Kinder da sind, passiert Integration sowieso automatisch. Auf dem Spielplatz kommt man gar nicht drum herum, andere Leute kennen zu lernen.



„Universum“, Marie & Benita



Tatjana Nelina wurde 1974 in der westsibirischen Großstadt Omsk geboren und hat in Russland (Omsk) und Deutschland (Hannover) studiert. 2010 hat sie sich mit der Beratungsagentur „Ost-West-Consulting & Training“ selbständig gemacht. Im Rahmen ihrer Tätigkeit im EFi-Projekt (Elternarbeit – frühe Hilfen – Migrantenfamilien) bei der Stadt Vechta, betreute sie Migranten und ihre Familien bei diversen Fragen. Tatjana Nelina lebt seit 2008 mit ihrer Familie in Vechta.



„Hoffnung verfliegt“, Annika & Shilan

Voneinander lernen

Ich bin in Omsk aufgewachsen, habe Fremdsprachen studiert und an der Pädagogischen Universität einen Abschluss als Deutsch- und Englischlehrerin für das Gymnasium gemacht. Parallel habe ich ein Dolmetscher-Übersetzungstudium abgeschlossen. Meine ersten beruflichen Erfahrungen habe ich Anfang der 90er Jahre in Sibirien im Projektmanagement und als Übersetzerin in der Wirtschaft gemacht. Außerdem war ich im International Office der Pädagogischen Universität tätig. Es war eine sehr bewegte Zeit.

1998 kam ich im Rahmen eines Stipendienprogramms des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) nach Hannover, um aufbauend ein Jahr Erwachsenenbildung zu studieren. Parallel habe ich Projekte der Zusammenarbeit zwischen der Universität Hannover und Omsk betreut. Aus einem Jahr wurden vier Jahre, in denen ich mein Studium abschloss und Erfahrungen in der Erwachsenenbildung sammelte. Mein Schwerpunkt waren interkulturelle Kommunikation und Weiterbildungsmanagement.

Nach einem Jahr Aufenthalt in Hannover habe ich meinen Mann kennen gelernt. Vor 14 Jahren habe ich geheiratet und mein Lebensmittelpunkt hat sich nach



Deutschland verschoben. Ich hielt aber weiterhin Kontakt zur Omsker Universität und veranstaltete dort ein Mal im Jahr wissenschaftliche Konferenzen. Seit 2010 habe ich berufliche Kontakte in meiner Heimatstadt.

Nachdem unsere Tochter in die Krippe kam, wollte ich schnell wieder in den Beruf einsteigen. 2010 habe ich mich, gefördert von der N-Bank, selbständig gemacht und „Ost-West-Consulting & Training“ ins Leben gerufen. Als Dozentin und Beraterin für interkulturelle Kommunikation sowie als Coach versuche ich, zwischen Ost und West zu vermitteln. Darin eingebunden ist auch mein Schwerpunkt als Sprachlehrerin und Übersetzerin.

■■■■■■■■■■
„Was die Integration als solches angeht, ist die Stimmung in Vechta gespalten.“

Die Kontakte zu Wirtschaft und Auftraggebern musste ich mir anfangs mühsam aufbauen. Das Geld reichte kaum, so dass ich mich Anfang 2011 auf die Ausschreibung der Stadt Vechta für das Integrationsprojekt EFI

bewarb. Vier Jahre lang habe ich als Projektleiterin gemeinsam mit einer türkischen Kollegin Migrantenfamilien betreut und unterstützt. Wir haben gemeinsam viel bewegt. Meine Selbständigkeit habe ich zu der Zeit als Nebentätigkeit ausgeübt. Seit 2015 investiere ich mit vollem Elan in die Entwicklung meines Unternehmens. Mittlerweile habe ich zwei angestellte Mitarbeiterinnen und drei Honorarkräfte. Ich bin als Honorarkraft und Referentin bei Bildungsträgern, Verbänden und Unternehmen tätig.

In einer Maßnahme in Diepholz, an der auch viele Migranten teilnehmen, habe ich eine Dame aus Syrien als absolute Quereinsteigerin in Arbeit vermittelt. Sie unterrichtet jetzt ihre Landsleute, die teilweise Analphabeten sind. Sie verdient gut und ihre sozialen Kenntnisse werden richtig eingesetzt.

Einige Menschen in Vechta sind sehr spendebereit und geben gerne etwas ab. Aber was die Integration als solches angeht, ist die Stimmung gespalten. Es kommt sehr auf den Bildungsstand der Personen an. Viele Menschen, die ich kenne, sehen die positiven Seiten und die Chance für Deutschland, Fach-



kräfte ins Land zu holen. Leider ist die Gesetzeslage noch lange nicht so, dass Unternehmen Geflüchtete direkt einstellen können.

Eine große Verunsicherung stelle ich besonders bei Leuten aus dem russischsprachigen Raum fest. Viele Aussiedler erinnern sich an die Zeit, als sie selbst mit nur einem Koffer herkamen und beteiligen sich gern an Spendenaktionen. Aber sie fragen sich auch: Sind die Menschen die nach Deutschland kommen, arbeitswillig, werden sie selbst zum Bruttozialprodukt beitragen, oder lassen sie sich vom Staat bedienen? Es gibt darüber hinaus eine diffuse Angst vor muslimischen Überhang. Wenn man etwas genauer schaut, sieht man aber, dass unter den Flüchtlingen nicht nur Muslime, sondern auch Christen und Jesiden sind.

Ängste zu schüren zum Beispiel vor Arbeitsplatz-

„Die Frage ist: Schafft man die gesellschaftliche Öffnung oder schafft man Ghettos, wo Flüchtlinge unter sich sind?“

verlust, finde ich unmöglich. Denn die Arbeitsplätze, die den Neuankömmlingen zur Verfügung gestellt werden, werden von Einheimischen kaum noch besetzt.

Die Spendenbereitschaft, das Ehrenamt, der Wille, die Menschen bei der Integration in Deutschland zu unterstützen, sind groß. Doch die Frage ist: Schafft man Ghettos, wo Geflüchtete unter sich sind, oder schafft man die gesellschaftliche Öffnung? Derzeit werden Heime eingerichtet, es wird zentral verteilt. Bestimmte Gruppen haben ein leichtes Spiel, zu zündeln und zu hetzen. Wie in den Jahren 1991/1992: Damals sind auch viele Flüchtlingsheime in Brand geraten.

Die Menschen aus Vechta, die Einheimischen, die die aktuelle Situation und Entwicklung vielleicht etwas einseitig sehen, sollten ihr Herz und ihr Haus öffnen. Dann werden sie schnell merken, dass viele Migranten für uns eine Bereicherung sein können. Das gilt insbesondere für unsere überalterte Gesellschaft und den Fachkräftemangel besonders in den ländlichen Regionen. Hilfe kann auch gegenseitig sein. Wir können voneinander viel lernen.



„Neustart“, Kim & Linda

Daniel Schutt, 1981 in Cottbus geboren, ist Altenpfleger aus Passion und studiert Gerontologie an der Universität Vechta. Neben dem Studium arbeitet er als Altenpfleger in einem Pflegeheim in der Kreisstadt. Er lebt zusammen mit seiner Freundin in Vechta.

Lernen, offen zu sein

Ich bin in der DDR aufgewachsen. Es war eine schöne Zeit. Ich habe keine negativen Erinnerungen an die neun Jahre vor der Wende.

Nach dem Mauerfall wurde ich in der Gesamtschule erstmals mit politisch Andersdenkenden konfrontiert. Mit 17 Jahren bin ich regelmäßig zur Antifa gegangen. Es gab viele politische Aktionen. Zu größeren Demos bin ich selten mitgefahren. Ich hatte immer Angst vor der ganzen Action, war dort oft mit gewalttätigen Typen konfrontiert. Die waren völlig verloren und konnten nur noch auf eine Art ihre Meinung verfolgen. Das hat mich abgestoßen. Gewaltlosigkeit ist für mich oberste Prämisse. Deshalb habe ich mich von der Antifa getrennt.

Nach meinem Zivildienst in einem Altenpflegeheim in Cottbus wusste ich, dass ich in diesem Beruf arbeiten möchte. Die Ausbildung zum Altenpfleger habe ich in Würzburg gemacht, weil ich in Cottbus nichts bekommen habe. Viele sind für ihre Ausbildung vom Osten in den Westen gegangen. Nach und nach verschwanden immer mehr Gesichter, und der Kontakt vererbte. Die Zusammensetzung der Bevölkerung in Cottbus hat sich frapierend verändert. Seit 1985 hat die Stadt 30.000 Einwohner verloren.

Im ersten Jahr meiner Ausbildung habe ich die

Drecksarbeiten gemacht, aber wenig Fachspezifisches gelernt. Darum habe ich mich in der Jugend-Auszubildenden-Vertretung engagiert und mich bei meinem Schulleiter beschwert. Er hat mir den Rücken gestärkt, ist ins Heim gekommen und hat dafür gesorgt, dass ich auf eine andere Station versetzt werde. Dort habe ich regelmäßig Anleitungen bekommen. Das war eine prägende Erfahrung: Mir meine Rechte, die ich als Auszubildender laut Gesetzgeber habe, erst hart erkämpfen zu müssen. Ich habe aber nie daran gedacht, den Job zu wechseln, in eine andere Branche zu gehen. Mir lagen die alten Menschen immer zu sehr am Herzen. Es macht mir großen Spaß, mit den Leuten zu arbeiten. Diese Dankbarkeit ist unbezahlbar. Es gibt nichts Besseres. Die Altenpflege, das ist mein Sinn des Lebens.

Aber dass die Altenpflege Probleme hat, und dass das System krankt, kann man nicht retuschieren.

„In Vechta ist die Stimmung hinsichtlich der Flüchtlingsdebatte, bis auf ein paar Ausnahmen, eher verhalten“.

Ich habe die einschlägigen Werke über die Zustände in Pflegeheimen gelesen und muss sagen: Einiges davon habe ich selber erlebt und wiedererkannt. Diese stereotype Betäubung von Menschen, sie durchweg zu sedieren, das ist Alltag.

2010 bin ich für das Gerontologiestudium nach Vechta gezogen. Um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, habe ich mich vor Ort in einem Pflegeheim beworben. Bis jetzt ist das mein schönster Arbeitsplatz. Das Haus ist wirklich schön und die Umgebung angenehm.

In Vechta ist die Stimmung hinsichtlich der Flüchtlingsdebatte, bis auf ein paar Ausnahmen, eher verhalten. Mit Slogans wie „Die nehmen uns den Wohnraum und die Arbeit weg“ werde ich häufig konfrontiert. Sehr selten gibt es darunter auch richtig schlimme, menschenfeindliche Einstellungen. Mit einer Normalität gesagt, dass es einen schaudert.

Wenn Leute gegen Flüchtlinge sind, dann einfach, weil sie schlecht informiert sind. Die kennen die Umstände nicht, wollen sie vielleicht auch nicht kennen. Deshalb muss, besonders in der Schule, mehr in Gesellschaftsbildung und politische Bildung investiert werden. Ansonsten passiert das, was man so oft sieht, vor allem in meiner Heimat: Dass Flüchtlingsheime abgebrannt werden.

Gesellschaftliche Integration kann nur durch das Gespräch funktionieren, durch die Konfrontation. Dadurch, dass man miteinander Zeit verbringt. An-

dere Kulturen sind doch unheimlich interessant. Was die Leute mitbringen, was sie machen, wer sie sind. Ich kann Menschen nicht verstehen, die sich davon fernhalten wollen, die das sogar abstoßend finden.

Der gesamte Integrationsprozess muss aber viel besser gesteuert werden. Die Politiker müssen sich engagieren, die Bevölkerung muss aufgeklärt werden und versuchen, sich aufgeschlossen zu zeigen.

Flüchtlinge, die nach Europa kommen, sollten auf ihre Profession und ihren Arbeitswillen, auf ihre Beteiligung in dieser Gesellschaft geprüft werden. Ob sie sich hier integrieren wollen oder nicht. Denn Integration ist immer doppelseitig. Wir müssen auch so mutig sein und von den Menschen verlangen, sich uns ein bisschen anzupassen. In erster Li-

nie müssen die Menschen aber in Kontakt miteinander kommen und eine richtige Willkommenskultur schaffen.

Vor allem aber sollte man seinen Kindern beibringen, offen zu sein. Denn das ist ja das Problem: Die eine Terroristengeneration bringt der nächsten Terroristengeneration bei, andere zu hassen. Die eine Nazi-Generation bringt der nächsten bei, zu hassen. Und das findet neben uns statt. Das sollte man nicht einfach akzeptieren. Man muss sich wehren. Es ist wichtig, so etwas aufzubrechen. Es ist wichtig, dass die Leute lernen, offen zu sein. Dann funktioniert der Rest von ganz alleine.



Carsten Bösing und Barbara Schilz-Bösing sind verheiratet, haben vier Kinder und wohnen seit 1997 in Vechta. Carsten Bösing ist Psychologe und arbeitet in der Kinder- und Jugendhilfe. Barbara Schilz-Bösing ist als selbstständiger Business-Coach in ganz Deutschland unterwegs.

„Die Politik muss ein Zeichen setzen“

Barbara: Meine Mutter hat im Zweiten Weltkrieg Flucht und Vertreibung erlebt. Mit meinem Opa habe ich intensiv über die NS-Zeit gesprochen. Er trat in die Partei ein, um seine Schüler zu retten. Das ist ihm tatsächlich gelungen, indem er sie über Österreich aus Deutschland herausgebracht hat. Für mich war das allerdings in keinster Weise ein prägender Bestandteil meines Lebens. Das war Geschichte für uns. Bei dir habe ich das anders erlebt, deine Mutter hat öfter davon erzählt. Für sie war es ein größerer Verlust. Meine Mutter, 1934 geboren, war damals ein Kind.

Carsten: Meine Mutter wurde 1928 geboren und kam 1940 mit ihrem Vater nach Polen. Er sollte der Stadt Lodsch das deutsche Finanzwesen überstülpen. 1944 oder 1945 wurde das ganze in Windeseile zurück abgewickelt. Meine Mutter war 17, als sie gen Westen floh. Auf der Flucht hat sie mehrere Bomberattacken erlebt. Sie hat lebhaft von diesen Erinnerungen erzählt.

Barbara: Was sie immer wieder erzählt hat – und das erinnert mich an die heutigen Flüchtlinge – war der Verlust von allen und allem. Meine Mutter kommt aus Oberhausen im Ruhrgebiet,

was unglaublich stark zerbombt wurde. Aber ihr Haus stand noch. Deine Mutter hat alles verloren. Auch die Familienerinnerungen, ob das jetzt ein Schmuckstück oder eine Teetasse war.

Carsten: Wobei sie nicht ihre Heimat verloren hat. Ihre Heimat war Hamm in Westdeutschland. Sie hat vor allem Angst, Vertreibung und Trauma erlebt. Meine eigene Lebensgeschichte ist sehr viel ruhiger verlaufen.

Barbara: Ich bin mit einem ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl groß geworden. Ungerechtigkeit halte ich nicht gut aus. Im Winter haben wir ein Anti-Pegida-Plakat vor unser Haus gehängt.

Carsten: Natürlich findet das meine volle Zustimmung. Aber mir kam doch der Gedanke, was wohl passieren wird, wenn das Plakat draußen vor unserem Haus hängt. Es passierte sechs Wochen nichts. Es sind keine Blumen ausgerissen worden, unser Haus ist nicht beworfen worden. Es war für die Nachbarschaft kein Anlass, darüber zu sprechen. Ich kann nicht einordnen, was das bedeutet. Ich war zunächst froh, dass wir deswegen keine Probleme bekommen haben. In anderen Regionen hätte



es vielleicht Ärger gegeben, weil wir uns öffentlich positionieren.

Barbara: In anderen Regionen hätten wir vielleicht Unterstützung bekommen. Du bist froh, dass keine Blumen ausgerissen wurden; ich fand es total frustrierend, dass es nicht thematisiert wurde. Wenn in Vechta etwas nicht ins Bild passt, bereitet es eher Sorge, als dass es eine Initiative hervorruft. Das ist mein persönliches Empfinden.

Carsten: So generell würde ich das nicht unterschreiben. Ich gebe dir recht in Bezug auf das Ignorieren unserer Plakat-Aktion. Sich zu positionieren, ist für manche Leute ungewohnt. Ich glaube aber schon, dass es Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft gibt. Es gibt eine Vielzahl an Leuten, die sich ehrenamtlich in der Flüchtlingshilfe engagieren. Zum Beispiel im Projekt „Findus“, in den Sprachkursen, beim Spendensammeln, wenn Kleiderspenden abgegeben werden.

Barbara: Es passiert also etwas, nur nicht so offensichtlich. Ich finde es aber wichtig, sich zu positionieren, das Thema nach außen zu tragen und dadurch Willkommenskultur zu fördern. Du

kannst keine Kultur leben, wenn sie im Geheimen bleibt. Es geht mir um eine Präsenz, die auch nach außen sichtbar ist. Warum stellen sich CDU oder SPD oder die Grünen nicht samstags mit einem Stand auf den Marktplatz und informieren darüber, was aus ihrer Sicht in der Flüchtlingspolitik richtig oder falsch läuft? Bei jedem politischen Ereignis ist die Stadt mit Ständen irgendwelcher Parteien zugepflastert. Jetzt haben wir ein ganz großes Thema, und die Politik ist nicht sichtbar.

Carsten: Im Moment ist es wohl noch eher Thema der Verwaltung als der Politik. Momentan geht es ja darum, Probleme zu lösen. Die Vielzahl an Flüchtlingen muss untergebracht werden, was Geld kostet und organisiert werden muss. Ich glaube, dass die Kommunalpolitik sich hauptsächlich damit beschäftigt.

Barbara: Überspitzt formuliert, versteckt sich die Politik hinter der Verwaltung. Wir brauchen eine Solidargemeinschaft in der Bevölkerung. Für Solidarität muss aber der Boden bereitet werden, und das passiert hier nicht. Du brauchst bei der Integration von Flüchtlingen die Unterstützung aus der Bevölkerung. Das lässt sich nicht verwalten.



Carsten: Ich nehme wahr, dass es in Vechta nicht mehr, aber auch nicht weniger ehrenamtliches Engagement in der Flüchtlingshilfe gibt. Es ist nicht notwendig, dass die Politik nun an vorderster Front für die Willkommenskultur wirbt.

Barbara: Aber natürlich! Die Politik muss ein Zeichen setzen, dass sie bereit ist, die Menschen zu integrieren. Ein Zeichen, dass es in Vechta kein Problem sein darf, Geflüchtete aufzunehmen.

Carsten: Integration sollte eine Selbstverständlichkeit haben, im Grunde wie bei Kindern. Integration kann gelingen, wenn man diejenigen, die schon länger bei uns sind, einlädt mit anzupacken, damit sie aus der Position der Almosen-Nehmer herauskommen. Es gibt sicherlich viele, die etwas zurückgeben wollen, die sich beteiligen wollen, die aktiv sein wollen. In den Flüchtlingsheimen schlagen die Bewohner die Zeit tot. Sie sollten nicht zu Empfängern von Wohltaten degradiert werden. Ich glaube, vielen würde es sehr gut tun, sich nützlich machen zu können.

Barbara: Kirchen und Politik könnten ein Zeichen setzen und Flüchtlinge einbinden: Besuchsdien-

te im Altersheim, Unterstützung im Kindergarten oder in anderen sozialen Bereichen, wo liebevolle Menschen gebraucht werden. Man sollte sich gegenseitig einladen, um Kontakt zu bekommen.

Carsten: Es dauert aber lange, bis Sachen umgesetzt werden. Über das Einwanderungsgesetz wird ja schon seit vielen Jahren gesprochen. Und auch darüber, die Asylverfahren zu beschleunigen. Es liegt nicht daran, dass die Behörden zu langsam arbeiten. Ich glaube vielmehr, dass es unheimlich mühsam ist, sich auf politischer Ebene zu einigen.

Barbara: Die Behörden vor Ort haben in ihrem Rahmen aber durchaus Möglichkeiten, Dinge zu vereinfachen und zu beschleunigen. Sie können als ausführende Organe natürlich nicht wider die Politik handeln. Aber sie können ein Umfeld schaffen, das Menschen das Gefühl gibt, man steht ihnen wohlgesonnen gegenüber. Oft sind es die kleinen Gesten, die zeigen, dass Leute willkommen sind: dafür zu sorgen, dass genügend Getränke da sind, dass Spielzeug für die Kinder da ist. Es geht um die einzelne Person, die auf dem Behördenflur sitzt und wartet. Und da können wir noch viel machen - auch wenn man die Situation selbst kaum ändern kann.



Adel Samra

Catherine Herrgott hat amerikanische Eltern, ist aber in Deutschland geboren. Als Kind lebte sie erst in Wolfenbüttel und dann in Bad Gandersheim. Bevor sie 2000 mit ihrem Mann nach Vechta zog, wohnte sie in Stuttgart. Im Jahr 2010 machte sie eine Ausbildung in der Kindertagespflege. Die Mutter von zwei Töchtern arbeitet derzeit in der Krippe einer Kindertagesstätte. Im Rahmen des Kunstprojektes „Lebenskünstler“ hat sie Flüchtlingskinder betreut.

Leitfaden, statt „wir schaffen das“

Mit dem Thema Flucht habe ich mich vor der Lebenskünstleraktion nicht richtig befasst. Erst durch das Projekt bekam ich intensive Berührungspunkte. Es gibt zwei Situationen, die mich tief berührt haben. Einen Jungen aus dem Kunstprojekt habe ich zuhause besucht. Es waren sehr viele Personen, darunter auffällig viele Kinder, in einem Einfamilienhaus. Die Familie hatte im oberen Stockwerk ein riesiges, kahles Zimmer mit einem kleinen Sofa, einem Minifernseher und ein paar Spielsachen für die Kinder. Die Mutter, die ohne ihren Mann, alleine mit ihren drei Kindern und einem Enkelkind flüchten musste, sah so traurig und abgeschlagen aus. Diese Begegnung hat mich sehr bedrückt und nachdenklich gemacht.

Außerdem erinnere ich mich gut an einen jungen Teilnehmer, der meinte, es sei das erste Mal seitdem er auf der Flucht ist, dass ihn jemand fragt: Was ist überhaupt passiert? Warum seid ihr hier? Was habt ihr erlebt? Zum ersten Mal, konnten sie einfach ihre Geschichte erzählen.

Die Kinder in der Gruppe waren zwischen elf und 21 Jahre alt. Bei allen das Gleiche: diese wahnsinnige Angst. Die ersten Male haben sie ihr Taxi verpasst, weil sie Angst hatten, länger als zwei Minu-

ten an der Straße zu stehen. Diese Kleinigkeiten bedenkt man nicht, wenn man solch ein Projekt plant. Für mich waren das definitiv einschneidende Momente.

Der Zugang über die Kunst hat mir gefallen. Auch ohne Sprachkenntnisse konnten sich die Kinder einbringen und durch Farben und unterschiedliche Materialien etwas Schönes gestalten. Durch dieses Projekt hatten die Kinder eine Chance, die Deutsche Sprache kennenzulernen, sowie Kontakte und weiterführende Freundschaften zu bilden. Diesen Integrationsgedanken finde ich extrem wichtig, um zu verhindern, dass eine abgekapselte Gesellschaft entsteht, wie das in den USA in einigen Gebieten der Fall ist.

Die größte Migrantengruppe in Amerika stellen Hispanics dar. Es gibt teilweise ganze Landstriche, die nur, oder zum Großteil Spanisch sprechen. Um das zu vermeiden, sind Sprache, Hobbys, sowie die Integration in Arbeit und Schule ganz wichtig. Dass sie die gleichen Möglichkeiten bekommen, wie in

„Dass alle die gleichen Möglichkeiten bekommen, ist ausschlaggebend für gute Integration.“

Deutschland geborene Kinder, ist ausschlaggebend für eine gute Integration.

Ich weiß nicht, ob Vechta sich in Hinblick auf Willkommenskultur in den letzten 15 Jahren verändert hat. Vechta ist zwar größer geworden und hat mehr Studenten. Aber ich glaube, die Mentalität ist ähnlich geblieben. Man hat seinen festen Freundeskreis, und das oft seit Kindertagen. Das macht es für Zugezogene schwerer, sich einzubringen. Erst durch die Arbeit und später über die Kinder habe ich die Vechtaer richtig kennen gelernt. Im Laufe der Jahre sind einige schöne Freundschaften entstanden.

Die Politik in Vechta sollte ein Integrationsmodell schaffen, damit Menschen leichter in Kontakt treten können. Sobald Flüchtlinge nach Vechta kommen, muss geschaut werden, was die jeweilige Person gelernt hat, ob sie in die Schule muss und welche Sprachkenntnisse vorhanden sind. Momentan haben wir verschiedene Posten, die sich alle engagieren. Doch keiner weiß, was der andere tut. Alles an einem Ort: Das würde es für alle Beteiligten einfacher machen. Damit keine abgekapselte Parallelgesellschaft entsteht, müssen Flüchtlinge einfach schneller integriert werden und arbeiten können. Ich glaube, gerade Vechta hat gute Chancen auf gelungene Integration, weil wir einen gu-



ten Arbeitsmarkt und viele große Firmen haben. An Jobs mangelt es nicht. Niemand muss Angst haben, dass er durch Flüchtlinge seine Arbeit verliert. Leider gibt es nicht so viel Wohnraum, das ist generell ein Problem in Vechta. Aber wir nagen nicht am Hungertuch. Man muss die Chancen erkennen und damit arbeiten.

Die Flüchtlinge sind sich untereinander nicht alle grün. Genau wie bei uns. Sie wohnen auf zu engem Raum.

„Könnte ich so leben?“ Diese Frage sollte sich jeder stellen. Eskalationen sind durch diese Wohnsituation vorprogrammiert. Auch was die Religion angeht, sind sich nicht alle grün. Daran muss gearbeitet werden. Zur erfolgreichen Integration gehört auch, dass alle in Deutschland Lebenden anerkennen müssen, dass es in diesem Land Meinungsfreiheit und Religionsfreiheit gibt.

Es werden auf Dauer nicht weniger Flüchtlinge. Es wird garantiert nicht leicht. Aber wir haben schon zu lange gewartet und weggeschaut. Dort ist ja nicht erst seit gestern Krieg. Es bringt nichts, in Europa über Zäune zu diskutieren. Jetzt müssen die Länder zusammenarbeiten. Denn es ist klar, dass nicht alle Flüchtlinge in Deutschland bleiben können. Die Strukturen der Flüchtlingshilfe sollten in allen EU-Ländern ähnlich sein, um eine vernünftige Eingliederung zu erreichen. Von der Politik gibt es kaum Ansagen, sondern immer nur: „Wir schaffen das.“ Als Gesellschaft brauchen wir aber einen guten Leitfadens für das Zusammenleben.

Die Flüchtlinge wohnen auf zu engem Raum. Jeder sollte sich die Frage stellen: Könnte ich so leben?

Naseer Ahmad Butt wurde 1967 in Jehlum in Pakistan geboren. Seit 1989 lebt er in Vechta. Er ist Vorsitzender der Ahmadiyya-Gemeinde in Vechta, verheiratet und hat vier Kinder.

So viele Gemeinsamkeiten, so wenig Unterschiede

Meine Geburtsstadt liegt 100 Kilometer von der Hauptstadt Islamabad entfernt und hat circa eine halbe Million Einwohner. Für pakistanische Verhältnisse eine kleinere Stadt.

Ich war gut in der Schule. In der achten Klasse bin ich in einem Schulwettbewerb, an dem die besten Kinder aus allen umliegenden Schulen teilnahmen, Erster geworden. Das stand sogar in der Zeitung. In meiner Schule gab es eine Wandtafel, auf der seitdem auch mein Name steht. Wenn ich irgendwann in meinem Leben wieder nach Pakistan kommen sollte, werde ich ein Foto davon für meine Kinder machen.

Wegen unserer Religion wurden wir in Pakistan verfolgt. Ahmadiyya ist eine islamische Reformgemeinde, die sehr liberal ist. Weltweit hat sie mehrere zehnte Millionen Mitglieder. In Pakistan gab es zu der Zeit rund vier Millionen Ahmadi. 1974 begann im ganzen Land die Verfolgung. Mein Vater hatte einen Laden, der 1974 verbrannt ist. Wir sind daraufhin in einen anderen Ort geflüchtet. Ein Jahr haben wir uns versteckt und sind dann in unsere Heimatstadt zurückgekehrt. Nach dem College und Abitur habe ich ein Mathematik- und Physikstudium begonnen.

1984 erließ Diktator Mohammed Zia-ul-Haq, der

elf Jahre regierte, ein Gesetz gegen unsere Ahmadiyya-Gemeinde, das besagte, wir Ahmadi dürften keine islamischen Sitten und Gebräuche mehr offen leben, keine islamische Terminologie benutzen.

Das Leben war wie ein Gefängnis. Wenn ich zur Uni wollte oder zu einer Behörde, musste ich erst ein Formular ausfüllen, ob ich Ahmadi bin oder nicht. Manchmal wurden Ahmadi auch einfach geschlagen. Deshalb wollte ich aus Pakistan weggehen.

Ich hatte Glück, weil ich ein Visum für Frankreich bekam. Von dort bin ich nach Deutschland gekommen, wo schon einige meiner Verwandten waren. Ich durfte als Asylbewerber zunächst nicht arbeiten, nicht studieren.

Nachdem mein Asylantrag in Braunschweig abgelehnt worden war, kämpfte ich in mehreren Instanzen für meinen Aufenthaltsstatus. 2001 habe ich die deutsche Staatsangehörigkeit bekommen.

Im Verhältnis zu meiner Heimatstadt ist Vechta ein kleiner Ort. Erst wollte ich eigentlich nicht blei-

„Wegen unserer Religion wurden wir in Pakistan verfolgt. Das Leben war wie ein Gefängnis.“



ben, durfte aber als Asylbewerber den Landkreis nicht ohne Genehmigung verlassen. Das war eine schwierige Zeit. Ich war alleine, ohne Verwandtschaft, musste im Heim leben. Damals wurde oft gesagt, wir kämen nur wegen der D-Mark. Als ich den Leuten daraufhin von den Mullahs, den Taliban erzählte, glaubten sie mir nicht und lachten. Sie meinten, wir seien Wirtschaftsflüchtlinge. Aber Flüchtling ist Flüchtling. Keiner verlässt freiwillig sein Land, seine Heimat.

Nach der Wende kam eine Gesetzesänderung, nach der jeder, der ein Jahr oder länger in Deutschland ist, arbeiten darf. Seit 1991 habe ich immer gearbeitet und bin seit 1993 in einer Baufirma beschäftigt. Anfangs war es sehr schwer, Leute kennen zu lernen. Nicht alle sind offen. Mein Nachbar war es. Ich nannte ihn Onkel. Mein Sohn war für ihn wie sein eigenes Enkelkind. Ich fand es so gut, dass ich ihn als Nachbarn hatte.

Heute kenne ich natürlich viele Vechtaer, habe viele Kontakte. Meine Nachbarschaft ist sehr gut. 1995 habe ich geheiratet. Ich habe ein Haus gebaut. Und wir haben eine Moschee gebaut. Heute ist es besser als 1989. Jetzt bin ich seit 25 Jahren in Vechta und kann sagen: Ich bin Vechtaer.


Unsere Gemeinde versucht auch, Flüchtlinge zu

unterstützen. Wo wir helfen können, helfen wir. Egal welche Religion, egal aus welchem Land: An erster Stelle stehen die Menschen. Unser Motto ist: Liebe für alle, Hass für keinen.

Die Kinder, die hier geboren sind und zwei Kulturen haben, haben es nicht immer leicht. In der Schule gibt es viele gute Lehrer. Manche haben aber Probleme mit ausländischen Kindern. Meinem Sohn habe ich gesagt: Wenn du dich auf eine Stelle bewirbst, auf die sich auch ein Deutscher bewirbt, musst du doppelt so gut sein, sonst hast du keine Chance. Das sind die Nachteile, davor kann man nicht die Augen verschließen. Aber meine Kinder haben die Chance, alles zu werden. Die hatten wir als Ahmadi in Pakistan nicht. Man muss nur hart dafür arbeiten. Wir müssen dieses Land lieben und

versuchen, auch etwas für dieses Land zu tun. Wenn es in Gefahr wäre, würden wir es verteidigen. Sollte die Kirche in Vechta in Gefahr sein, würden wir sie schützen. Auch das gehört zum islamischen Glauben: Ein Gotteshaus zu schützen, egal ob Moschee,

„Die Kinder, die hier geboren sind und zwei Kulturen haben, haben es nicht immer leicht.“



christliche Kirche, Synagoge oder Hindu-Tempel. Integration kann aber nur gelingen, wenn beide Seiten als gleichwertig angesehen werden. Man sollte Integration nicht nur von einer Seite verlangen. Die Deutschen müssen auch zu uns kommen und uns integrieren wollen. Wir wollen sowieso.

Ich weiß nicht warum, aber manche haben Angst vor dem Islam und wollen diese Angst in der Bevölkerung verbreiten. Momentan wird so viel Propaganda gegen den Islam gemacht, dass die Leute schon Angst bekommen, wenn sie das Wort Islam nur hören. Das ist auch ein Grund für die gesplante Gesellschaft. So kann keine Integration gelingen.

Es gibt keinen Zwang in der Religion, das ist die Lehre des Islam. Doch leider bin ich in einer Zeit geboren, in der nicht alle Muslime dieser Lehre folgen. Mit Gewalt und Wut kann man keine Religion verbreiten. Viele informieren sich nicht über andere Religionen. Manche kennen nicht mal ihre eigene. Das führt zu schlechten Interpretationen.

Wir dürfen keinen Hass verbreiten, das bringt uns auseinander. Wir müssen alle ehrlich bleiben. Wir haben so viel gemeinsam, es gibt so wenig Unterschiede.

An jeden einzelnen Menschen in Vechta:

Wie können Sie noch jeden Tag aufstehen und in den Spiegel gucken, angesichts der Tatsache, wie schlecht es zum Teil den Menschen auf der Welt geht.

An den Bürgermeister:

Wann gedenken Sie, Herr Bürgermeister, sich offen zu positionieren?

Liebe Vechtaer Bürger:

Wenn Sie Ängste in irgendeiner Art und Weise gegenüber Flüchtlingen haben, können Sie diese Ängste benennen und auch belegen?

An große Unternehmen und Vereine:

Es gibt ja viele große Unternehmen oder Vereine wie Bayern München, die für Flüchtlinge gespendet haben. Was versprechen sie sich davon? Und warum spenden sie nur eine Million, wo sie doch milliardenschwer sind? Warum geben sie nicht mehr?

„Ich trage für mein Denken und Handeln die Verantwortung. Die Fragen die ich habe, würde ich auch vis-a-vis stellen, egal wem. Hierarchien sind bei mir im Kopf, wenn überhaupt, nur schwammig vorhanden. Wir sind alle nur Menschen. Jeder Mensch, der vor mir steht, ist gleich viel wert.“

Kristian Kater, 1983 in Lohne geboren und in Vechta aufgewachsen, ist Vorsitzender der Vechtaer SPD und arbeitet im hiesigen Wahlkreisbüro der Bundestagsabgeordneten Gabriele Groneberg. Im Jahr 2011 wurde er in den Rat der Stadt Vechta gewählt. Er hat ein duales Studium an der Berufsakademie in Ravensburg und beim Jugendreiseveranstalter Höffmann Reisen absolviert und war in der ganzen Welt mit Jugendfahrten unterwegs. Kristian Kater ist verheiratet, hat einen Sohn und lebt mit seiner Familie in Vechta.

Bürger schaffen Willkommenskultur

Schon vor meiner Ausbildung war ich politisch bei den Jusos aktiv. Nach meinem Studium hatte ich die Möglichkeit, in Hannover ein halbes Jahr im Wahlkampfteam für den Landtagswahlkampf 2008 zu arbeiten. Nach der erfolglosen Landtagswahl ging ich zurück zu Höffmann Reisen, wo ich die nächsten vier Jahre arbeitete. Als Gabriele Groneberg, die ich von früheren Wahlkämpfen kenne, 2012 in den Bundestag nachrückte, machte ich mit 28 Jahren einen beruflichen Schnitt: weg von den Jugendreisen, hin zum politischen Betrieb. Seitdem arbeite ich im Wahlkreisbüro für Gabriele Groneberg MdB. Zusätzlich bin ich noch für den Abgeordneten Dennis Rhode in Oldenburg tätig, so dass ich zwischen Oldenburg und Vechta pendele. 2011 bin ich in den Rat der Stadt Vechta gewählt worden und engagiere mich für die SPD auf Kreis- und Bezirksebene in Gremien, in denen viele Sachen entschieden und umgesetzt werden.

Flüchtlinge waren während meiner politischen Jugendarbeit und meines beruflichen Werdegangs eigentlich kein großes Thema. Vor allem keines, das so kontrovers diskutiert wurde. Als die Presse 2014 berichtete, Griechenland lasse alle Flüchtlinge einreisen, wurde das Ausmaß der Lage erstmals allen bewusst. Letztendlich haben wir darauf nicht re-

agiert. Heute ist Deutschland selbst involviert und muss viele Entscheidungen treffen.

In Vechta geht es derzeit vor allem um Fragen zum Wohnraum für Flüchtlinge und um die Bereitstellung der Infrastruktur. Die Verwaltung, die in diesem Bereich die meiste Arbeit hat, leistet gute Vorarbeit für uns, die Politik. Die aktuelle Situation wurde überparteilich nie in Frage gestellt. Obwohl die Kommune Geld dazugeben muss, habe ich in der Kommunalpolitik noch keine Stimmen gegen die Aufnahme von Flüchtlingen gehört. Wir in der relativ reichen Region Vechta können und wollen uns die Hilfe leisten. Doch die Infrastruktur ist nur die Basis. Die nächste große Aufgabe, die uns beschäftigen wird: Wie bekommen wir es hin, dass es den Menschen in Vechta gut geht? Es ist niemandem geholfen, wenn die Flüchtlinge zwar neben uns leben, aber behandelt werden, als wären sie nicht da.

Der Ausländeranteil in der Stadt Vechta und im

„Die jetzige Flüchtlingssituation könnte ein guter Moment sein, vernünftig darüber zu reden, wie unsere Gesellschaft aussehen soll und wie wir es schaffen, friedlich miteinander zu leben.“

gesamten Kreis liegt bei über zehn Prozent. Das sind die Menschen, die keinen deutschen Pass besitzen. Daneben gibt es viele deutsche Staatsbürger mit Migrationshintergrund. Laut der Bertelsmannstiftung haben 36% der Kinder in Kindertagesstätten einen Migrationshintergrund. Davor können wir uns nicht verschließen. Die jetzige Flüchtlingssituation könnte ein guter Moment sein, vernünftig darüber zu reden, wie unsere Gesellschaft aussehen soll und wie wir es schaffen, friedlich und zufrieden miteinander zu leben. Wie kann es denn sein, dass die Gruppe der Muslime einen großen Teil unserer Gesellschaft darstellt, wir aber kein Ratsmitglied haben, das dem Islam angehört? Auch in den Sport- und Schützenvereinen gibt es kaum Muslime.

Ich finde es wichtig, sich mit Betroffenen auszutauschen. Aus diesem Grund hat die SPD Vechta ein Treffen mit der Türkisch-Islamischen Gemeinde vor Ort organisiert. Ein Ergebnis der intensiven Gespräche: Viele Gemeindeglieder empfinden Vechta als eine sehr kühle Gesellschaft. Dabei ist das Selbstbild der Vechtaer ein anderes: Man hält sich für weltoffen und herzlich.

Die Jugend ist der Schlüssel zu einer offenen Gesellschaft, denn sie hat weniger Vorurteile. Jugendliche, egal ob in Petersburg, Madrid oder Athen, denken über die gleichen Themen nach: Zukunftsfähigkeit, Ausbildung, Job. Kontraproduktiv auf eine weltoffene Erziehung wirkt die Propaganda der AfD und anderer Gruppen. Natürlich machen wir uns Gedanken darum, ob und wie wir den Rechtspopu-



listen entgegnetreten. Wenn die Politik jedoch auf jeden Hetzer eingeht, verliert sie andere Themen aus dem Blick. Ich glaube nicht, dass die AfD mit ihren Aussagen die Mehrheit der Bürger vertritt. Was sie will, ist Fremdenhass. Gerade auf der Ebene der Bundespolitik klappt die Stimmungsmache aufgrund der höheren Anonymität. Die Kommunalpolitik hingegen besteht aus vor Ort bekannten und geschätzten Leuten, die aktiv sind und Verantwortung für die Gesellschaft übernehmen. Daher wird die AfD in dieser Region keine großen Chancen haben.

Ich glaube nicht, dass der normale Bürger Hass in sich trägt, sondern verunsichert ist. Er hat die Sorge, dass seine Kultur, oder was er dafür hält, verloren geht. Wir unterliegen einem Wandel, dessen Ursache die Demografie ist. Wenn Vereine sich beschweren, dass ihr Vereinswesen wegbricht, weil keine jüngeren Leute mehr nachkommen, heißt das auch, dass die Vereinsstruktur viel zu aufgebläht ist für die schrumpfende Mitgliedszahl. Diese Entwicklung schieben manche Leute auf den Einfluss anderer Kulturen. Das sind Ängste, über die man reden sollte. Man muss über kulturelle Unterschiede und Gemeinsamkeiten informieren, wie das die Islamische Gemeinde in Vechta gemacht hat: Zum Fastenbrechen hat sie die gesamte Nachbarschaft, Verwaltung und Politik eingeladen. Nur durch solche Kontakte kann Integration auf den Weg gebracht werden. Dabei kann die Politik kaum helfen. Willkommenskultur kann nicht von oben diktiert werden, sie muss von der Bevölkerung ausgehen.

Heiner Zumdohme, aufgewachsen in dem kleinen Dorf Suhle bei Lastrup, ist Pfarrer der Gemeinde St. Viktor in Damme und war sieben Jahre Jugendpfarrer vom Offizialat Vechna.



Offene Türen, immer

Ich hatte eine typische südoldenburgische Kindheit. Ich bin in Suhle bei Lastrup mit drei Brüdern aufgewachsen. Wir lebten in einem Gasthof, was mich in meiner Kindheit und Jugendzeit sehr geprägt hat. Im Gasthof habe ich gelernt, mich mit verschiedensten Menschen sämtlicher Couleur auseinanderzusetzen. Für meinen Beruf in der Seelsorge ist diese Herkunft als Sohn eines Gastwirts nicht schlecht. Man versucht, jeden Menschen so zu nehmen wie er ist, bevor man ihn in irgendeiner Art und Weise abstempelt oder mit Vorurteilen behaftet.

Wir hatten von Kindheit an eine sehr gute Beziehung zu Menschen fremder Kulturen und fremder Sprache. Anfang der 90er Jahre kamen Flüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien zu uns ins Dorf. Drei Familien, ungefähr zwanzig Leute, bezogen alte Heuerhäuser. Für unseren Ort mit seiner dörflichen Struktur war das interessant: Eine andere Sprache, Kultur, Hautfarbe und Religion. Bei uns zuhause herrschte ein sehr offener Umgang mit den Flüchtlingsfamilien. Unsere Tür stand immer offen, sie gingen bei uns ein und aus. Ich kann mich immer noch gut an ihre Lebensgeschichte erinnern, weil ich bis heute Kontakt zu ihnen habe.

Ich hatte schlicht und ergreifend sehr positive Erlebnis-



se in meiner Kindheit und Jugend mit Menschen anderer Religionen, anderer Hautfarbe, anderer Kulturen. Bis heute habe ich ein großes Interesse daran, fremde Kulturen und Länder kennen zu lernen. Ich war schon in Afrika, etliche Male in Indien und Israel, Ozeanien, Südamerika, aber auch in Nordamerika und in Europa.

Prägend für mich war, dass ich zwei Mal in meinem Leben selber Ausländer war. Ein Jahr habe ich in Chicago gelebt. Drei Jahre habe ich in Italien studiert und gelebt. Erst im deutschen Seminar, später bei einer Familie in der Nähe von Rom. Es berührt mich nach wie vor, mit welcher Freundlichkeit und Menschlichkeit, mit welchem Selbstverständnis ich damals in Italien aufgenommen wurde.

Wenn du alleine in ein fremdes Land kommst, und du kennst weder die Sprache, noch den Kulturkreis

„Niemand verlässt seine Heimat einfach so. Heimat heißt doch: Familie, kulturelle Gemeinsamkeiten, Freunde und Freundinnen.“

oder die Lebensweise, fühlst du dich ganz alleine. Du weißt plötzlich wie es ist, ein Fremder zu sein. Dieses Gefühl rufe ich immer wieder hervor, wenn Menschen aus anderen Ländern zu uns kommen. Niemand verlässt seine Heimat einfach so. Heimat heißt doch: Familie, kulturelle Gemeinsamkeiten, Freundinnen und Freunde. Wenn ich diesen Ort, der mir zutiefst heimatlich ist, verlasse, dann muss es einen guten Grund dafür geben. Dessen bin ich sicher.

Umso unverständlicher finde ich es, wenn Menschen Parolen äußern, denen jeglicher Realitätssinn und Wahrheitsgehalt abgeht. Diese Stammtischparolen gibt es durch alle Schichten und Generationen hindurch. Das finde ich sehr erschreckend. Auch in Vechta und Umgebung gibt es nach wie vor rechtsradikale oder antisemitische Äußerungen – zum Teil unbewusst, aber eben auch deutlich bewusst. Das undifferenzierte Auseinandersetzen mit diesem Sachverhalt bereitet mir Sorge.

Aus Erfahrung weiß ich: Bis heute wird in einem Gasthof tiefes rechtsradikales Gedankengut geäußert. Ich habe es selbst oft erlebt, wie Gäste im engsten vertrauten Kreis unter Alkoholeinfluss Pa-

rolen von sich gegeben haben, wie: „Die nehmen uns die ganze Arbeit weg, die zerstören unsere Kultur und machen unser Dorf kaputt.“ Das hat mich zutiefst erschrocken und angewidert.

Die Flüchtlingsproblematik ruft zur Zeit unendlich viele gute Geister hervor. Helfen ist die eine Seite. Die andere ist, ob ich den Menschen und ihrer Kultur auf Augenhöhe begegne oder als gnädiger Geber von oben herab. Irgendwann muss es einen Schritt weitergehen, denn diese Menschen sind jetzt ein gleichberechtigter Teil unserer Gesellschaft. Vor diesem Hintergrund gibt es in unserer Gegend noch eine Menge zu tun.

Gesellschaftliche Integration und Inkulturation

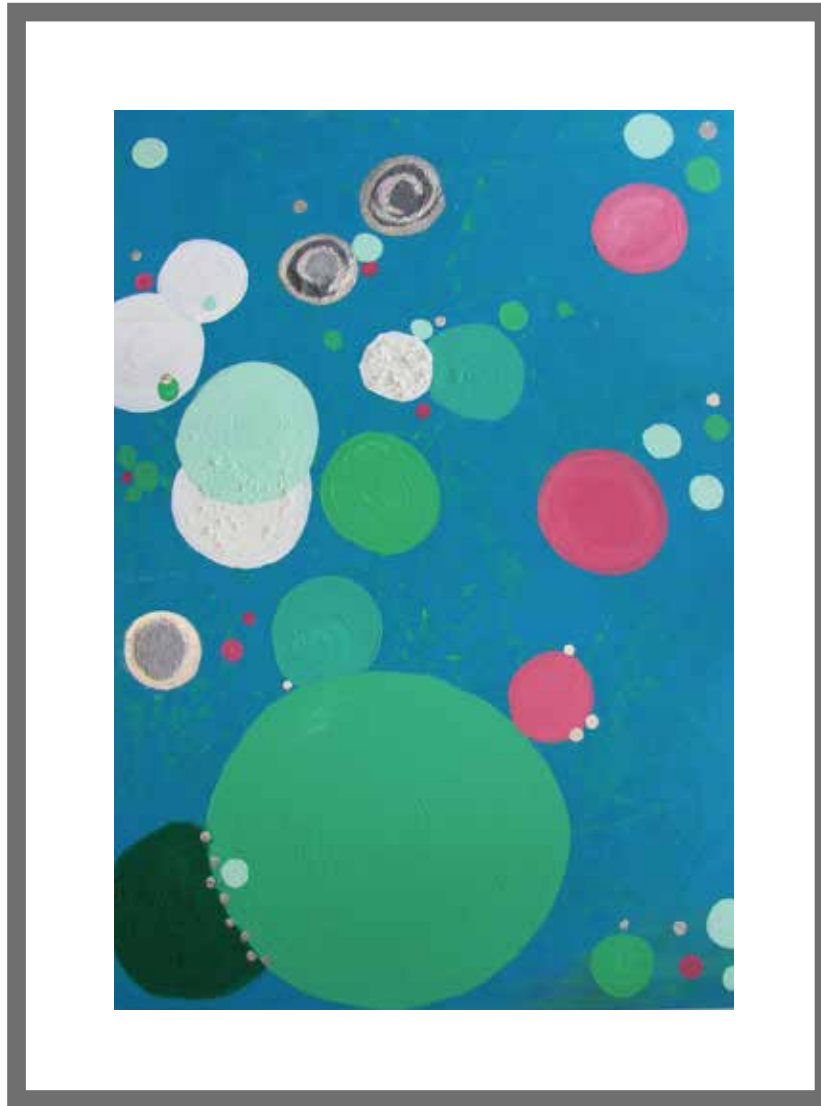
„Die alte Schule in Suhle ist jetzt eine Flüchtlingsunterkunft. Das finde ich politisch schräg und total schade. Da wohnen 30 Flüchtlinge auf engstem Raum, fünf Kilometer außerhalb vom Ortskern Lastrups. Kein Auto, keine Infrastruktur. Damit dürfen wir uns auf Dauer nicht begnügen.“

können immer bloß auf Gegenseitigkeit beruhen. Eine hohe Bereitschaft zu Offenheit, Flexibilität und Spontaneität, auch auf Seiten derer, die herkommen, ist entscheidend wichtig. Es muss der Wille da sein: Wir wollen voneinander lernen.

Die unterschiedlichen Kulturen in den Austausch zu bringen, das wird für alle Seiten eine große Herausforderung sein. Deshalb ist eine Dezentralisierung notwendig. Ich glaube, bei uns in Suhle hat es damals nur deshalb funktioniert, weil die Flüchtlinge immer mittendrin dabei waren, und nicht am Rande abgestellt wurden.

Jetzt ist die alte Schule in Suhle eine Flüchtlingsunterkunft. Das finde ich politisch schräg und total schade. Da wohnen 30 Flüchtlinge auf engstem Raum, fünf Kilometer außerhalb vom Ortskern Lastrups. Kein Auto, keine Infrastruktur. Sie müssen also fünf Kilometer laufen, um das nächste Geschäft zu erreichen.

Diese Ghettoisierung von Flüchtlingen und Flüchtlingsheimen halte ich für politisch schwierig. Auch wenn der Flüchtlingsstrom zurzeit wahnsinnig groß ist, und nicht alle Menschen sofort dezentral untergebracht werden können, dürfen wir uns auf Dauer nicht mit dieser Situation der Unterbringung begnügen.



„Zusammenspiel“, Maike & Idries



Der evangelische Gemeindepfarrer Jörg Schlüter lebt seit 17 Jahren in Vechta. Geboren wurde er 1946 in Flensburg. Er studierte Theologie, hatte zwei Pfarrstellen im Kreis Cloppenburg sowie in Stuhr und ist seit 2011 im Ruhestand.



„Mein Traum“, Adel

Hilfe auf Augenhöhe verhandeln

Meine Lebensgeschichte umfasst nun nahezu sieben Jahrzehnte. Nach meinem Theologie-Studium in Hermannsburg in der Lüneburger Heide und zwei Pfarrstellen im Kreis Cloppenburg und in Stuhr, wohne ich nun seit 17 Jahren in Vechta. Seit 2011 bin ich im Ruhestand. Vechta ist der Ort, an dem ich am längsten wohne.

Sowohl in der Kirche, als auch bei uns im Privaten, war die individuelle Hilfe für Asylsuchende und Migranten stets ein besonders wichtiges Thema. Hilfe als Nächstenliebe ist ein zutiefst christlicher Vorgang. Hier liegen unsere Wurzeln. Die Nächstenliebe aber grenzt nicht aus, wie bei Pegida, die die Islamisierung des Abendlandes befürchtet, sondern Nächstenliebe ist umfassender. So darf der christliche Glaube nicht lediglich Theorie sein, sondern muss sich auch in unserem persönlichen Leben darstellen und gelebt werden. Und das ist etwas, was wir in unserer Gesellschaft verloren haben: unseren christlichen Glauben auf allen Ebenen zu leben.

Für mich und meine Frau war von Beginn an klar, dass wir, nachdem wir uns umfassend über die Flüchtlingssituation informiert haben, mit Flüchtlingen Kontakt aufnehmen, um sie zu begrüßen und ihnen unsere kon-

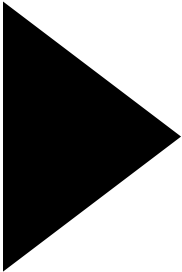


krete Hilfe anzubieten. Aktuell unterrichten wir ein Flüchtlingskind in deutscher Sprache und helfen anderen im Rahmen ihres Schulunterrichts. In den 1980er Jahren haben wir im Pfarramt einen muslimischen Flüchtling aus Pakistan für ein Jahr bei uns aufgenommen und ihn später in seinem Studium in Bremen begleitet. Er leitet heute eine Schule für interkulturelle Trainings in Islamabad für Studenten zur Vorbereitung ihres Auslandsaufenthaltes in Deutschland. Noch heute stehen wir in Kontakt.

Ohne Zweifel tut die Stadt Vechta etwas für Flüchtlinge und auf die bisher geleistete Hilfsbereitschaft für Flüchtlinge aus der Gesellschaft können wir durchaus aufbauen. Aber wir müssen Flüchtlinge auch in unsere Hilfe mit einbeziehen, da wirkliche Hilfe auf Augenhöhe und im sozialen Austausch verhandelt werden muss. Flüchtlingshilfe geschieht auch aus der Motivation heraus, die Menschen vor einer humanen Katastrophe zu schützen. Wir sollten also Flüchtlinge nicht primär unter ökonomischen Gesichtspunkten sehen. Hier dürfen die Medien nicht nur von negativen Nachrichten aus der Flüchtlingshilfe berichten, sondern insbesondere

die positiven Entwicklungen aufzeigen. Es ist eine interessante Frage, ob Vechta eine Willkommenskultur hat. Vielfach ja, ohne Zweifel. Aber wenn ich mir beispielsweise den Wohnungsmarkt anschau bin ich eher kritisch. Auch gibt es in unserer Zivilbevölkerung zum Teil undefinierbare Ängste vor Fremden, die uns womöglich etwas wegnehmen wollen. Dabei ist es doch unsere Aufgabe, eine Neugier für fremde Menschen zu entwickeln, um ihnen hier zu helfen, sich eine neue Heimat aufzubauen. In der Nachkriegssituation war die Flüchtlingssituation noch viel brutaler, die damalige Regierung in genialer Art und Weise gelöst hat, indem sie zum Beispiel hier in Niedersachsen die verschiedenen Konfessionen gemischt hat, sodass ein interkonfessioneller Austausch stattfinden musste.

Alles in allem sind Flüchtlinge für uns eine unglaublich große Chance, unsere kreativen Kräfte in der Gesellschaft zu nutzen. Wenn wir den Menschen eine Perspektive schaffen, dass sie sich hier ein aus eigenen Anstrengungen neues Leben aufbauen können, dann werden sie auch in der Lage sein, ihre bisherigen Trümmer hinter sich zu lassen.



Stefan Wellen, 1985 in Gronau (Westf.) geboren, ist Promotionsstudent und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachbereich Soziale Arbeit an der Universität Vechta. Er war auch Mitarbeiter im Ahlan-Projekt, einer Kooperation zwischen der Al-Azhar Universität in Kairo und der Universität Vechta mit dem Ziel des interkulturellen Austausches und zur Sensibilisierung von Vorurteilen gegenüber fremden Kulturen.

Vechta, ein spezieller Ort

Aufgewachsen bin ich in meinem Elternhaus in Bad Bentheim. Während meiner Schulzeit habe ich bereits die Motivation entwickelt, später mit Jugendlichen arbeiten zu wollen, die in irgendeiner Art und Weise abweichen von dem, was wir unter Normalität verstehen. Nach meiner Ausbildung zum staatlich anerkannten Erzieher und mehreren Praktika habe ich dann Soziale Arbeit im Bachelor und im Master studiert.

Das hört sich zwar an dieser Stelle sehr geplant und zielorientiert an, aber wirklich angefangen zu studieren habe ich meiner Meinung nach erst im Master. In meiner Abschlussarbeit habe ich eine quantitative Untersuchung zu Einstellungen von Studierenden gegenüber Arbeitslosen im Rahmen sozialpolitischer Umgangsweisen mit Arbeitslosigkeit durchgeführt.

Abseits von Alltagsgesprächen war ich hier von den vielfältigen Perspektiven auf das soziale Problem irritiert und habe erstmals ein bewusstes Ungerechtigkeitsgefühl entwickelt, wie bestimmte soziale Gruppen in unserer Gesellschaft stigmatisiert werden. Seitdem die Debatte um Flüchtlingspolitik und Flüchtlingshilfe auf der tagespolitischen Agenda steht, unter anderem durch den erheblichen Flüchtlingsstrom Rich-





tung Europa und die täglich stattfindenden rassistischen Entgleisungen, bin ich für das Thema sensibel geworden. Der Zugang zu diesem Thema fiel mir durch meine bisherigen Auseinandersetzungen mit Benachteiligung und Ausgrenzung von sozialen Gruppen allerdings leicht, da die Strukturen dahinter – hier gegenüber hilfeschuchenden und schutzbedürftigen Flüchtlingen – sich sehr ähnlich sind.

Mir persönlich ist wichtig, dass in politischen Diskussionen soziale Probleme nicht lediglich entlang einer Denkstruktur verhandelt werden, sondern

„In politischen Diskussionen sollten soziale Probleme nicht lediglich entlang einer Denkstruktur verhandelt werden, sondern aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden, um Verständnis für die Bedürfnisse von benachteiligten Menschen zu entwickeln.“

aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden, um Verständnis für Bedürfnisse von benachteiligten Menschen zu entwickeln.

Vechna ist für mich ein spezieller Ort: Auf der einen Seite ist die Region sehr reich, auf der anderen Seite erscheint es mir auch so, dass soziale Probleme, beispielsweise auch das der Arbeitsmigranten, besser nicht thematisiert werden – auch von der Kommunalpolitik. Ich wünsche mir, dass solche Themen viel stärker in der Öffentlichkeit verankert werden und lokalpolitische Vertreter klare Zusagen in humaner Richtung, humaner Flüchtlingspolitik abgeben und dabei die Zivilgesellschaft mitnehmen.

Beeindruckt bin ich beispielsweise von der starken Gemeinschaft der Studierenden und ihrem freiwilligen Engagement im Rahmen der Flüchtlingshilfe. Umso mehr Menschen sich in diesem Bereich ehrenamtlich engagieren, desto stärker kommt das Thema in die Öffentlichkeit.

Gerade weil Vechna in einem absoluten Reichtum lebt, könnte dieser Raum eine Vorreiterrolle in der Flüchtlingshilfe einnehmen.

Christian Fischer wurde 1976 geboren und ist im Landkreis Vechta aufgewachsen. Der Sozialpädagoge und Sozialmanager (Master of Arts) ist Geschäftsführer der Katholischen Kindertagesstätten in Oldenburg.

Gefahr, unseren größten Schatz zu verlieren

Ich bin in einem sehr kleinen Dorf des Landkreises Vechta aufgewachsen, habe mich viel in der Natur aufgehalten, Fußball gespielt und war Messdiener. Später habe ich öfter auf meine zwei kleinen Geschwister aufgepasst – vielleicht bin ich dadurch auch ein Stück weit in den sozialen Bereich gekommen.

Bis auf die Zeit in der Grundschule bin ich nicht gerne zur Schule gegangen: Die Schulklassen waren mir oft zu groß und ich wäre häufig lieber außerhalb eines Klassenraumes gewesen.

Nach der Schulzeit absolvierte ich mehrere Praktika im sozialen Bereich. Während dieser Zeit wurde deutlich, dass ich offenbar eine Gabe habe mit Menschen zu arbeiten, die in irgendeiner Art und Weise am Rande der Gesellschaft sind. Ich interessierte mich für sie und ihre Bedürfnisse und lernte sie in ihrer Einzigartigkeit zu schätzen. Daraufhin begann ich tätigkeitsbegleitend Soziale Arbeit in Göttingen zu studieren.

Nach einigen Jahren der beruflichen Tätigkeit im Jugendamt des Landkreises Vechta – während die-

ser Zeit habe ich auch geheiratet, gebaut und wir haben unser erstes Kind bekommen – habe ich noch den Master in Sozialmanagement an der Hochschule Münster ebenfalls tätigkeitsbegleitend studiert, um meine sozialpädagogische durch eine betriebswirtschaftliche Perspektive zu erweitern. Insgesamt war das Studium eine sehr gute Zeit und es war beruflich die richtige Entscheidung.

Nach dem Masterstudium wurde gerade in Lohn- und Gehaltsgruppe für Jugendliche geplant, deren Leitung ich in der Folge übernahm.

Während des Aufbaus der Gruppe ist unser zweites Kind geboren und ich beschloss meine jetzige Tätigkeit in Oldenburg anzutreten. Mittlerweile arbeite ich dort seit drei Jahren und kann meine Möglichkeiten und Fähigkeiten selbst entfremden.



keiten gezielt einsetzen.

Ich empfinde es so, dass wir Menschen uns in der heutigen globalisierten Konsumgesellschaft von uns selbst entfremden und unseren menschlichen Kern, unseren größten Schatz, zu verlieren drohen. Im Bereich der Flüchtlingshilfe konkretisiert sich dies darin, dass wir Angst haben, etwas abzugeben. Wir müssen uns wieder vergegenwärtigen, dass alle Menschen denselben Wert haben, wohingegen unsere gesellschaftlich konstruierten Hierarchien im Grunde überflüssig sind.

Für mich geht es nicht darum, wie viele Flüchtlinge nach Deutschland kommen, sondern wie wir es schaffen, diesen hilfe- und schutzbedürftigen Menschen unabhängig von Wahlperioden eine langfristige Perspektive für ein gutes Leben zu bieten. Integration bedeutet für mich nicht – wie es in der Vergangenheit so oft passiert ist – die Menschen zu separieren, sondern wir müssen sie im Sozialraum verankern, das heißt ihnen nicht nur im Arbeitsmarkt, sondern insbesondere auch in kulturellen Bereichen gesellschaftliche Teilhabe ermöglichen.

Beispielsweise sehe ich bei den Sportvereinen ein hohes Integrationspotenzial. Daneben müssen wir die Menschen anhand ihrer Bedürfnisse versorgen: Sie brauchen Wohnraum, Lebensmittel, Medikamente, Gelder, Kleidung und zum Teil therapeutische Angebote.

Und wir müssen am „Stammtisch“ den Mund aufkriegen. Jegliche Gedanken im ersten Schritt an Gegenleistung und Wiedergutmachung zu denken sind unangebracht, wenn wir wirklich solidarisch sein wollen.

Wir leben hier – gerade in Vechta – häufig umgeben von absolutem Reichtum. Ich halte Vechta für eine Stadt, die tolerant ist und mit fremden Kulturen umgehen kann. Aber auch in Vechta entsteht ein Problem, wenn die Menschen das Gefühl entwickeln, ihnen wird etwas weggenommen.

Wenn wir den Mut haben, uns kennenzulernen, füreinander Verständnis zu entwickeln und uns an unseren menschlichen Kern erinnern, glaube ich, dass in Vechta aus Toleranz auch Akzeptanz werden kann.

Ralf Riesselmann, 1968 in Vechta geboren, engagiert sich in der Flüchtlingshilfe Langförden. Er arbeitet für ein großes Unternehmen als Klinikberater und beschäftigt sich zudem professionell mit „Gewaltfreier Kommunikation“. Er ist verheiratet, hat zwei Kinder und wohnt mit seiner Familie in Calveslage.

Abschied von Beurteilungen im Kopf

Nach einer erfolgreich abgebrochenen Lehre als Fliesenleger, einer Ausbildung zum Mas-seur und Tätigkeiten im Außendienst in verschiedenen Firmen, bin ich nunmehr seit fünf Jahren als Klinikberater für ein großes Unternehmen tätig. Nebenbei mache ich endlich das, was ich als meine eigentliche Berufung ansehe: Lebenshilfe. Die einjährige Ausbildung „Gewaltfreie Kommunikation nach Rosenberg“ habe ich schon absolviert, in diesem Jahr wird die Ausbildung zum Mediator folgen. Ich gebe bereits Workshops in Krankenhäusern oder Einrichtungen der Jugendhilfe. Es geht dabei nicht um Therapie, sondern vielmehr um Orientierungshilfen bei Konfliktgesprächen.

Ich wusste immer, wenn ich Abitur gemacht hätte, hätte ich Psychologie studiert. Im knackigen Alter von fast 48 fange ich jetzt an, auf dem Teilgebiet Kommunikation tätig zu sein. Ich möchte genau wie alle anderen einfach sagen können: Ich liebe meinen Beruf.

Ich empfinde es als sehr spannend und bereichernd, über diese veränderte Art und Weise zu kommunizieren, und Menschen dabei zu unterstützen, eigene Lösungen zu finden. Hauptsächlich geht es darum, Empathie für deren Geschichte, für deren Wahrheit zu zeigen.

Ich vermeide Beurteilungen und Verurteilungen. Natürlich gibt es Themen, die mich innerlich zum Kochen bringen. Ich reflektiere dann sofort, was mir gerade fehlt. Das hilft, entspannter mit Sachen umzugehen und funktioniert durch den Abbau von Feindbildern.

Menschen begegnen Menschen. Sie brauchen andere Menschen, um sozialen Kontakt zu haben und sich verstanden zu fühlen. Seit Bernd Winter im Dezember 2013 in seiner Predigt dazu aufrief, für sechs Schwarzafrikaner in Spreda Paten zu suchen, engagiere ich mich für die Flüchtlingshilfe Langförden.

Mit dem Anstieg der Flüchtlingsanzahl ist auch die Helferschar gewachsen. Wir sind momentan 30 bis 40 Leute, davon sind 20 sehr aktiv. Insgesamt betreuen wir 80 Geflüchtete, die zum Teil in Calveslage, Spreda, Bühren und natürlich Langförden untergebracht sind. Pro Woche arbeite ich zwei bis drei Stunden für die Flüchtlingshilfe. Andere arbeiten intensiver mit, vor allem wenn es um Rechtliches geht. Das nimmt viel Zeit in Anspruch, außerdem wird Fachwissen benötigt.

Familienzusammenführung ist so ein spezielles Thema. Selbst wenn rechtlich alles klar ist, dauert es zum Teil bis zu einem Jahr, bis die Familie wieder

vereint ist. Ich habe großen Respekt vor den Männern, die alleine herkommen. Weil sie ihre Familien wirklich lieben. Es hat schon Fälle gegeben, in denen Schlepper ein schreiendes Baby über Bord warfen, damit sie nicht erwischt werden. Man kann sich solch eine Entmenschlichung nicht vorstellen. Dennoch, diese Dinge passieren.

Die Flüchtlingshilfe trifft sich einmal im Monat. Wir veranstalten gemütliche Abende, erledigen gemeinsam Behördengänge, gestalten Deutschunterricht, besorgen Fahrräder. Aufrufe starten wir über Predigten in der Kirche. Wir haben einen guten Kontakt zur Ausländerbehörde im Landkreis.

Wenn uns eine Familie zugewiesen wird, überlegen wir gemeinsam, wo sie untergebracht werden kann. Dass die Chemie stimmt zwischen den Flüchtlingen, die zusammen wohnen, liegt uns am Herzen.

Durch den Kontakt mit den vielen Menschen habe ich vollständig die Scheu vor jedweden Hautfarben verloren. Wenn man sich verabschiedet von all den Beurteilungen, die man im Kopf hat und stattdessen das Individuum sieht, findet man am besten heraus, mit wem man gut zurechtkommt, und wer einem sympathisch ist.

In der Flüchtlingshilfe ist es wichtig, sich bis zu einem gewissen Maße emotional abzugrenzen. Wir betreuen herzensgute Menschen und es ist leicht, Freundschaften zu schließen. Gleichzeitig weiß ich,

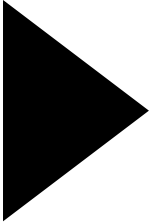


dass es mir sehr weh tut, wenn sie gehen. Der erste Mann, den wir betreut haben, ist in die Schweiz abgeschoben worden. Ein halbes Jahr später haben wir ihn auf dem Weg in unseren Italien-Urlaub drei Tage in der Schweiz besucht. Er ist ein Freund und unser Besuch gab ihm wieder Halt. Die Sprache hat er hochmotiviert und in einer unglaublichen Geschwindigkeit gelernt. Ähnlich ist es auch bei den anderen Geflüchteten. Dadurch, dass sie von uns besucht und betreut werden, und wir regelmäßig etwas unternehmen, ist die Sozialprognose sehr gut.

Momentan bringen in Vechta viele Ehrenamtliche etwas ins Schwingen. Es gibt unzählige Angebote, von Nähkursen für Frauen bis hin zu Multi-Kulti-Cafes. Im Endeffekt geht es immer nur darum, dass Menschen zusammenkommen, sich treffen, sich austauschen. Integration funktioniert, wenn ich den Menschen helfe, sich langsam und behutsam in unserer Kultur zurecht zu finden.

Spendenkonto der Flüchtlingshilfe:

Kath. Kirchengem. Langförden
IBAN: DE 70280501000070340476
BIC: BRLADE21LZO
Verwendungszweck: Flüchtlingshilfe



Elisabeth Wüstnienhaus wurde 1925 in Westfalen geboren. Ihre Eltern zogen 1928 mit den fünf kleinen Kindern in die Neumark ins heutige Polen. 1945 wurde die Familie vertrieben und flüchtete in den Westen. Wüstnienhaus arbeitete nach dem Krieg als katholische Seelsorgerin und lebte 60 Jahre in Rastede. Seit 2013 wohnt sie im Seniorenheim „Haus Theresa“ in Vechta.



Heimat sind Menschen

Als ich klein war, gingen wir mit anderen Familien aus Westfalen, dem Emsland und dem Oldenburger Land in die Neumark, Teil der Mark Brandenburg östlich der Oder. Das Rittergut Giesenbrügge hatte Pleite gemacht und wurde mit rund 40 Familien aus dem Westen in neue Bauernhöfe eingeteilt. Mein Vater war Tischlermeister und Bauschreiner, hatte zwei Gesellen und einen Lehrling. Die neuen Bauern brauchten schon bald größere Scheunen und Ställe.

Wir waren eine sehr soziale Familie. Bei uns zuhause wurde gelesen, was in einer kleinen Landwirtschaft nicht üblich war. In unserer Familie wurde vielstimmig gesungen, es gab Instrumente. Ich hatte eine Gitarre, drei Flöten und konnte etwas Klavier spielen.

Meine Mutter starb sehr früh. Sie hatte schon immer Helferinnen und Helfer für Haus, Stall und Feld. Nach dem Trauerjahr heiratete mein Vater unsere Helferin, die sich um die Familie und die Landwirtschaft kümmerte. So bekam ich auch zwei neue Brüder.

Die Siedler halfen einander sehr. Anfangs wurde für katholische Gottesdienste ein Saal eingerichtet. Meine Erstkommunion erlebte ich aber schon in der mit Hilfe des Bonifatiuswerkes neu errichteten Kirche. Das Erzbis-



tum Breslau betreute uns. Unser Plattdeutsch verstanden die Pfarrer nicht immer. Darum durfte ich sehr früh bei der Vorbereitung auf den Empfang der Sakramente mithelfen. Als Jugendliche konnte ich in Breslau einen Lehrgang für die Hilfe in der Seelsorge machen. Weitere geplante Lehrgänge wurden aber von der Regierung verboten. Darum habe ich beim Roten Kreuz Lehrgänge mitgemacht und schon mit 18 Jahren andere Frauen in „Erster Hilfe“ unterrichtet und Gemeinschaftsarbeit gemacht. Aber es war Krieg. Mein ältester Bruder wurde ein-

gezogen und fiel in Russland.

„Die Fahrt dauerte mehrere Wochen. Damals waren fast nur Frauen und Kinder unterwegs. Die Männer waren gefallen oder in Gefangenschaft.“

Im Januar 1945 eroberten russische Soldaten den Osten unseres Landes. Mein 16-jähriger Bruder wurde nach Russland verschleppt und starb dort nach einigen Monaten. Wir drei Schwestern kamen in Gefangenschaft und mussten für die russi-

schen Soldaten die Betreuung übernehmen. Vergewaltigungen waren üblich. Mit der Truppe mussten wir nach Pommern. Direkt nach dem Aufenthalt in Pommern kam ich mit russischen Betreuern in unseren Wohnort und konnte unserer Familie und einigen Bekannten helfen, als nun die Polen die Bauernhöfe übernahmen. Viele Polen waren ja von den Nazis gequält worden. Sie haben die Polen furchtbar schlecht behandelt.

In unser Haus kamen zwei junge Polen, die als Kinder mit ihrer Familie nach England geflohen waren und dann mit englischen Soldaten gegen Deutschland kämpften. Sie benahmen sich sehr menschlich. Sie haben uns sogar geholfen und zu einem Bahnhof begleitet. Mit der Eisenbahn konnten wir bis Berlin fahren. Es war eine beschwerliche Reise. Ich hatte aus Handtüchern für jeden aus der Familie Rucksäcke genäht, in denen wir Lebensmittel, Wäsche und Kleidung mitnehmen konnten.

In einem Berliner Lager sollten wir bis zur Verteilung in mitteldeutsche Orte warten. Trotz des Hungers blieben wir so lange im Lager, bis wir nach Westfalen fahren konnten, wo schon meine



Schwestern bei Verwandten untergekommen waren. Die Fahrt dauerte mehrere Wochen. Die Züge waren so überfüllt, dass die Menschen sich dranhängten. Damals waren fast nur Frauen und Kinder unterwegs. Die Männer waren gefallen oder in Gefangenschaft.

Die Bilder die ich heute sehe, sind anders als die Bilder, die ich von der Vertreibung in Erinnerung habe. Damals gab es keine Busse, keine Autos. Wir waren armselig, nur mit Holzschuhen laufend. Und wir konnten nicht mit Telefonen Kontakt halten.

Unsere Familie war allerdings besser dran, als andere Vertriebene, weil wir mehr Leute im Westen kannten. Wir hatten auch viele Verbindungen zur Kirche und haben Ausgrenzung kaum erlebt. Bei anderen Vertriebenen war das anders. Wir haben dann geholfen zu vermitteln. Sie konnten doch

„Ein Mensch ist verpflichtet, Leuten in Not oder auf der Flucht zu helfen. Zum Menschsein gehört das dazu.“

auch was, hatten etwas gelernt oder eine Ausbildung gemacht.

Wenn man Menschen helfen kann, muss man alle Kräfte dafür einsetzen. Ein Mensch ist verpflichtet, Leuten in Not oder auf der Flucht zu helfen. Zum Menschsein gehört das dazu. Zum Christsein besonders.

Durch die Hilfe bekannter Erzieher und Theologen konnte ich in Hessen in einem Kinderheim helfen und im Bistum Mainz das Studium der Seelsorge machen. Der Studienabschluss war 1951. Mit sieben Frauen aus meiner Studienzeit habe ich immer noch Kontakt. Wir waren eine tolle Gemeinschaft.

Weil ich einige Monate in der Pfarrei Stade Praktika gemacht hatte, wurde ich gebeten, dort als Seelsorgerin zu arbeiten. Ich machte damals schon den Führerschein und bekam einen Motorroller gestellt. Für damalige Zeiten war ich sehr emanzipiert. Außerdem waren kaum Männer da. Wir haben alles wieder aufgebaut. Wir mussten, weil die Männer fehlten. Wir Frauen waren damals ziemlich mutig. Wer durfte schon studieren?

Heute ist es das Gegenteil: Es sind mehr Frauen,

die studieren und wichtige Stellungen besetzen. Sie wagen noch mehr als Männer. Und sie setzen sich für die heutigen Vertriebenen ein. Ich staune manchmal, was einzelne Gemeinden für Vertriebene tun. Und meistens sind es Frauen, die helfen. Frauen haben einen weiteren Horizont, was den Gemeinschaftssinn angeht.

Nach einigen Jahren im Landkreis Stade wurden meine Schwestern Ordensfrauen, und ich wollte in der Nähe meiner Familie sein, die im Emsland wohnte. Einige Monate arbeitete ich in Westerstede. Dann begann in Rastede meine langjährige Tätigkeit als Seelsorgerin. Dort habe ich 60 Jahre gelebt und gearbeitet.

Seit zwei Jahren wohne ich im Haus Theresa in Vechta. Wenn man religiös ist, braucht man das entsprechende Umfeld. Der Glaube gibt mir Halt. Ohne Glauben könnte ich nicht leben. Das ist mein Lebensinhalt.

Einmal war ich noch mit Verwandten im Osten. Aber das war mir alles fremd. Unser Haus ist nicht mehr da, die Kirche ist weg, die Menschen sind fremd. Wenn einem alles genommen wird, ist das nicht mehr Heimat.

Heimat sind Menschen, denen man vertraut. Dass Orte zerbrechen können, haben wir als Kinder und Jugendliche ja erlebt.



„Vergangene Heimat“, Marie & Walid

Meine Frage geht an **alle Bürger**:

„Hat jemand aufgrund der Aufnahme von Flüchtlingen gravierend Nachteile in Kauf nehmen müssen, oder ist unsere Klage nicht oft eine Klage auf hohem Niveau, verglichen mit dem Leid der betroffenen Menschen, die zu uns kommen?“

Frau Merkel:

„Haben Sie es wirklich so gemeint, als Sie gesagt haben, das kriegen wir hin? Oder haben Sie inzwischen Ihre Meinung geändert, können das aber nicht zugeben?“

Ich frage die **Flüchtlingsgegner**:

„Habt ihr euch mal in die Lage versetzt, was es für Personen bedeutet ihre Heimat zu verlassen? Was würdet ihr in der Situation machen, würde hier Krieg ausbrechen?“

An die **Politik in Vechta**:

„Was ist das große Programm? Wie sieht der Plan in den nächsten fünf Jahren aus? Wo wollen wir in den nächsten Jahren hin? Wo schicken Sie uns hin? Planen Sie überhaupt auf lange Sicht oder nur von Monat zu Monat?“

An die **jüngsten Mitgliedsstaaten** der Europäischen Union:

Sind sie denn noch ganz bei Trost, so händeringend Aufnahme in der EU zu begehren, um die Vorzüge zu nutzen, jetzt aber die ersten zu sein, wenn es darum geht, sich abzuschotten? Meinen sie tatsächlich, ihrer Verantwortung gerecht zu werden? Kommen sie sich nicht furchtbar unanständig vor, Nutznießer zu sein, aber gar nichts zurückzugeben?



Impressum

Herausgeber

Contra e.V.
August-Wegmann-Str. 3b
49377 Vechta
E-Mail: info@contra-rassismus.de
www.contra-rassismus.de

Inhaltlich verantwortlich

Sebastian Ramnitz

Text & Gestaltung

Stephanie Borchers
Christoph Pülm





Gefördert von

Partnerschaft für Demokratie Vechta

Gefördert vom



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

im Rahmen des Bundesprogramms

Demokratie **leben!**